This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

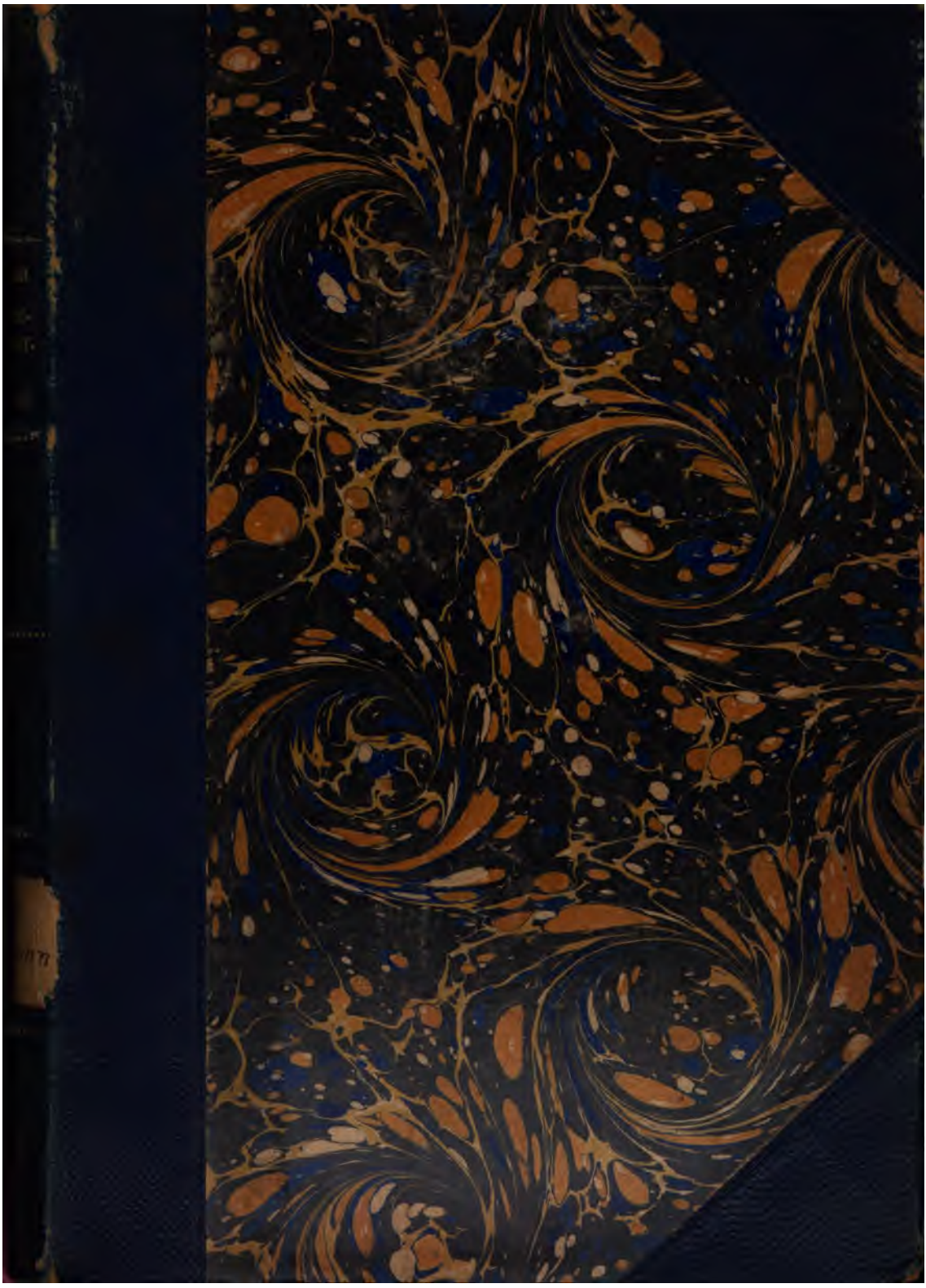
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



DT. Hist
330

314
Holtzmann

Library of the Divinity School

Bought with money

GIVEN BY

THE SOCIETY

FOR PROMOTING

THEOLOGICAL EDUCATION

Received Oct. 1, 1902.

Religionsgeschichtliche Vorträge

von

D. Oscar Holtzmann
a. o. Professor der Theologie a. d. Univ. Giessen.

I. Israel und die Propheten.
II. Das jüdische Gesetz.
III. Das Jahrhundert Jesu Christi.
IV. Jesus Christus.
V. Die Eroberung der Welt durch die Kirche.
VI. Das Evangelium und die Konfessionen.

Giessen
J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung
(Alfred Töpelmann)
1902.

OCT 1 1907
Divinity School

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

Vorwort.

Die hier veröffentlichten Vorträge wurden in Giessen während der Zeit vom 15. November 1901 bis 14. Februar 1902 zum Besten der deutschen Heilstätte in Davos vor einem Kreise von Damen und Herren gehalten. Damit mag es entschuldigt sein, wenn sie die Schranken meines engeren Faches überschreiten und einen Überblick über die ganze Entwickelung des Christentums zu geben suchen. Bei dankbarster Anlehnung an Andere hoffe ich, wenn auch in bescheidensten Grenzen, doch überall etwas Eigenes zu bieten, verzichte aber bei der Art und Bestimmung dieser Vorträge auf jede gelehrte Anmerkung. So bitte ich nicht ohne weiteres auf Unkenntnis schliessen zu wollen, wo ich von der herrschenden Meinung abweiche, z. B. wenn ich bei Zeichnung des Gottesbegriffes des Amos die üblichen Streichungen nicht in Rechnung ziehe.

Giessen, März 1902.

D. Oscar Holtzmann.

Inhalt.

		Seite
I.	Israel und die Propheten	1
II.	Das jüdische Gesetz	30
III.	Das Jahrhundert Jesu Christi	59
IV.	Jesus Christus	88
V.	Die Eroberung der Welt durch die Kirche	118
VI.	Das Evangelium und die Konfessionen	149

Erster Vortrag.

Israel und die Propheten.

Religion ist ein allgemeines Bedürfen des Menschen; ohne irgend welche Anfänge religiösen Glaubens ist noch heute kein Volk gefunden worden. Und auch die angeblich freien Geister, welche sich inmitten der Christenheit als religionslos bezeichnen, wollen damit keineswegs in Abrede ziehen, dass auch sie religiösen Regungen zugänglich sind; nur über die bestimmten volkstümlich gegebenen Religionen meinen sie erhaben zu sein.

Jedenfalls gehört die Religion zu dem, was den Menschen vor allen andern Wesen adelt und auszeichnet. Sie setzt voraus, dass der Einzelne den übermächtigen Eindrücken der Aussenwelt gegenüber an seinem Eigenwert festhält; um seinetwillen, hofft schon der Heide, werden die Wogen der stürmischen See sich legen; um des Frevlers willen sendet der Himmel seine Blitze zur Erde. Und auch Paulus schreibt, dass dem gottliebenden Menschen alles zum Besten diene.

Aller Religion liegt also der Gedanke zugrunde: der Mensch ist mehr wert als die Natur; die Natur sollte nur ein Mittel zur Wohlfahrt des Menschen sein. Je kräftiger dieser Gedanke ausgebildet ist, desto stärker ist das religiöse Bedürfen. Die Religion will zur innerlichen

Herrschaft über die Welt helfen. Kräftiges religiöses Bedürfen ist kein Zeichen von Schwäche, sondern das stolze Bewusstsein, etwas Besseres zu sein, als nur eine rasch vorübergehende Welle im unendlichen Meer; es ist der Wille, sich einer Welt von Widerstand gegenüber zu behaupten.

Aber aller geistige Besitz gehört nicht dem Einzelnen; jeder wurzelt in seinem Volk, in seiner Umgebung. Auch die Religion ist immer Gemeinschaftssache. Sie fasst sich wohl in der Geschichte da und dort in einzelnen grossen Persönlichkeiten zu besonderer Ausprägung zusammen; aber sofort wirkt eine solche Persönlichkeit wieder auf weite Kreise ein; die Art der Religion, die in Einem zuerst Gestalt gewonnen hat, wird sofort wieder das Gemeingut Vieler.

So kann es uns nicht wundern, wenn innerhalb der Religionsgeschichte ein Volk einen längeren Zeitraum hindurch die für alle Zukunft massgebenden Gedanken in sich hervorbringt und fürs erste auch in sich bewahrt. Wie Kunst und Wissenschaft bei den Griechen, wie das Recht bei den Römern nicht etwa die erste Ausbildung, wohl aber die für die spätere Kulturwelt auf lange hin massgebende Ausprägung fand, so hat die Religion in Israel zuerst die Gestalt erhalten, die noch heute in drei Weltreligionen, dem Judentum, dem Islam und dem Christentum fortbesteht, so sehr diese Religionen auch unter einander verschieden sind. Es ist nicht schwer, das Gemeinsame dieser drei Religionen zu nennen: sie sind alle drei streng monotheistisch; sie verehren den einen Gott, der die Welt geschaffen hat und regiert, aber in keiner Weise an die Welt gebunden erscheint; sie vertrauen auf seine Leitung, sie fürchten sein Gericht, sie hoffen auf seine Gnade.

Das Volk Israel hat nun nicht von Anfang an diese hohe Gotteserkenntnis besessen. Die Wüstenstämme, die sich in langem Kampf mit Amoritern und Kanaanitern des Landes östlich und westlich vom Jordan bemächtigten, hatten freilich am Sinai unter ihrem Führer Mose eine grosse Gottesoffenbarung erlebt; sie hielten es lange nach der Besetzung Palästinas, als die Kanaaniter sie aus der fruchtbaren Jesreelebene wieder in die Klüfte des Karmel und des Gebirges Naphtali zurückgedrängt hatten, als eine heilige Erinnerung fest, dass ihr Gott am Sinai wohne und von dort her durch das Gefilde der Edomiter hilfreich seinem gedrückten Volke zur Rettung und Befreiung herbeieilen könne. Bei der Besitznahme des Gebietes im Südwesten wurden die beiden Stämme Simeon und Levi auseinandergesprengt; aber Israel vergass es nicht, dass einst Mose aus dem Stamme Levi hervorgegangen war, und die zerstreuten Glieder dieses Stammes wurden schon in der ältesten Zeit bevorzugt, wenn es galt, dem Gott Israels einen Priester zu geben.

Aber mit der Ansiedelung in festem Wohnsitz trat eine starke Versuchung an die Israeliten heran, den Gott vom fernen Sinai mit den Göttern des neu eroberten Landes zu vertauschen, mindestens die bisher im Lande verehrten Gottheiten neben dem Gott vom Sinai zu verehren. Die Stämme Israels, die das Land am Jordan eroberten, dachten über die vorgefundenen Tempel und Altäre nicht anders, als noch später die hochgebildeten Griechen und Römer: sie fürchteten sich, durch Verletzung eines Heiligtums den Zorn der fremden Gottheit auf sich zu ziehen. Noch David glaubt, im Philisterlande den Göttern der Philister dienen zu müssen; die Eroberer und neuen Ansiedler auf dem Boden Kanaans meinten

auf den Höhen des Landes den Göttern Kanaans opfern zu sollen. Da fällt noch in die Zeit vor Gründung eines israelitischen Königtums ein kraftvoller Rückschlag: Die Seherin Debora im Stamme Issachar fordert die weit auseinanderwohnenden Stämme Israels auf, von den neuen Göttern zu lassen und, als das Volk des Gottes vom Sinai, die Kanaaniter zu schlagen. Das Unternehmen gelingt, die Verdrängung der Kanaaniter aus der Jesreelebene bedeutet auch den Sieg des Gottes vom Sinai über die Götter der Fremde. In ähnlicher Weise scheint südlich vom Karmel der Gott Israels über den in Sichem verehrten Gott gesiegt zu haben; und der Erfolg der mancherlei Kämpfe, durch welche Israel sich dauernd in den Besitz des Landes setzte, war die Eroberung Kanaans für den Gott vom Sinai.

Zur Zeit Sauls und Davids kommt der Gott Israels nicht mehr wie zur Zeit der Debora seinem Volk vom Sinai her zu Hilfe; vielmehr wohnt er in Israel, und man opfert ihm zu Dan und Bethel, zu Gilgal, zu Bethlehem, zu Hebron, zu Beerseba. Aber wie David bei den Philistern, so glaubt sein Sohn Absalom während seiner Verbannung in Geschur dem Gott Israels kein Opfer bringen zu können; der wohnt auf den Höhen Israels, aber nicht im fremden Lande. Im Lande Israel schützt er sein Volk; David führt seine, des Herrn Kriege. In die neue, den Ureinwohnern abgenommene Hauptstadt Jerusalem bringt David die heilige Lade, die als das Zeichen des Gottes Israels vordem Israels Heer gegen die Philister geführt hat. Der Wille des israelitischen Gottes wird durch Saul und David mittelst eines Orakels erkundet, dessen Mund der Priester ist. Im Rauschen der Bäume merkt David vor einem Kampf die hilfreiche Gegenwart des Herrn; die Kriegsbeute wird im Tempel

an heiliger Stätte aufbewahrt. Die gewaltigen Eroberungen Davids, dessen Reich sich im Nordosten über Damaskus und im Süden bis zu dem Roten Meer, dem Meerbusen von Ela hin, erstreckte, führten notwendig zu der Anschauung von der Übermacht des Gottes Israels über andere Götter.

Aber die unterworfenen Völker verzichteten nicht auf die eigne Gottesverehrung; als unter Salomo die einzelnen Stämme sich wieder zu befreien suchten — Damaskus und Edom rissen sich von dem israelitischen Reich wieder los —, da befolgte der König eine Politik der Versöhnung, indem er den Göttern der unterworfenen Völker in seiner eignen Hauptstadt Altäre errichten liess; — und in den Wirren der folgenden Zeit, in denen das Reich Davids allmählich zusammenzubrechen schien, ging auch das Gefühl für die Eigenart des israelitischen Gottes mehr und mehr verloren. König Omri musste es dulden, dass die Syrer von Damaskus in seiner Hauptstadt Samaria eigne Strassen hatten, in denen sie ihren Göttern opferten, und sein Sohn Ahab trat durch die Heirat mit Isebel, der Tochter des Königs von Sidon, in so enge Verbindung mit den Phönikern, dass der Dienst des phönikisch-kanaanitischen Baal den altisraelitischen Gottesdienst zu verdrängen drohte. Wieder war eine Zeit gekommen, ähnlich der vor dem Auftreten der Debora.

Und wieder bäumte sich die Liebe zum Gott vom Sinai auf gegen das fremde Wesen. Es half Ahab nichts in den Augen des frommen Israeliten, dass es ihm gelang, die übermächtigen Syrer von Damaskus, die bis vor die Thore Samarias vordrangen, in zwei Feldzügen aus dem Land westlich vom Jordan zu verdrängen, ihren König gefangen zu nehmen und einen günstigen Frieden mit ihm zu schliessen; er hat einen unversöhnlichen Feind

im Propheten Elia, dem Tisbiten, dessen rauhes durch einen ledernen Gurt zusammengehaltenes Gewand die Einfachheit Altisraels dem neuen phönikischen Prunk gegenüberstellt. Elia kämpft für den Gott vom Sinai, in dessen Berge er sich vor Isebels Verfolgung flüchtet; er kämpft aber gleichzeitig für das heilige Recht des freien Israeliten, als Ahab es gewagt hat, sich durch Trug und Mord in den Besitz von Nabots Weingarten zu setzen. Gegen solches, aller Sitte Israels widersprechendes, Unrecht erhebt er seine Stimme im Namen des Gottes Israels; und der furchtbare Kriegsgott, der nach der Anschauung der Debora sich an der meuchlerischen Ermordung des Feindes freut, der noch zur Zeit Davids das Opfer von sieben unschuldigen Männern aus dem Hause Sauls wegen einer Frevelthat ihres längst verstorbenen Vaters und Grossvaters forderte, thut sich hier durch den Mund des Elia als der heilige Gott kund, der das Recht des einzelnen Israeliten wahrnimmt und seine Verletzung an dem mörderischen König straft. Der Schutzgott Israels wird der strenge Hüter und Rächer des bürgerlichen Rechtes, und der Prophet vertritt diesen Willen Gottes auf Erden. Aber so wichtig dieser Gedanke für die Weiterentwicklung der Religion Israels ist, so bleibt doch für die nächste Zeit der andere wichtiger, dass Israel nur den eigenen Gott, keinen fremden, verehren dürfe. Der Sohn und Nachfolger Ahabs, Ahasja, schickt bei seiner Erkrankung seine Boten zu dem Orakel eines Philistergottes; Elia tritt unterwegs den Boten des Königs entgegen und schickt sie zurück: ist denn kein Gott in Israel, fragt er, dass ihr den Gott der Philister um Rat fragen müsst? Bald darauf führen die Israeliten Krieg mit den Moabitern; der König von Moab opfert in der Verzweiflung seinen Sohn und Thronfolger dem moa-

bitischen Gott: — da glauben auch die Israeliten, dass der Zorn dieses Gottes über sie gekommen sei, so dass sie aus dem fremden in ihr eigenes Land heimkehren mussten. Noch gilt die Anschauung: der Gott Israels herrscht in seinem Land, aber draussen herrschen die Götter der Fremde.

Doch auch die Herrschaft des Gottes vom Sinai in Israel wird noch in einem furchtbaren Blutbad erst sichergestellt. Durch einen Prophetenschüler gesalbt, stürzt Jehu das Haus des Ahab in der Schlacht vor den Thoren der Stadt Jesreel; in dieser Stadt, in der Hauptstadt Samaria und, wohl etwas später, auch in Jerusalem werden alle Anhänger des phönikischen Baal und der phönikischen Sitte erbarmungslos hingeschlachtet: Der Gott Israels allein soll in Israel herrschen. Doch jetzt tritt auch schärfer, als bisher, mit diesem Gedanken zugleich die andere Anschauung auf: Der Gott Israels fordert eine andere Sitte als der phönikische Baal. Mit Jehu verbündet ist ein merkwürdiger Mann, Jonadab, der Sohn des Rechab. Der hatte nichts anderes vor, als die Israeliten wieder zum Nomadenleben zurückzuführen, wie es die Väter in der Wüste gelebt hatten. Er verschmähte ein festes Haus und lebte im Zelt; er verbot seinen Jüngern den Ackerbau und die Pflanzung von Weinbergen; er untersagte es ihnen Wein zu trinken. Doch bezeichnet das freilich nur die Richtung, in der Jehu und die ihm ergebene Partei thätig waren. Ein ganzes Volk lässt sich nicht durch solchen Gewaltstreich eine höhere Kultur nehmen, die es einmal erreicht hat. Fünf Herrscher sind aus dem Hause Jehus hervorgegangen; als sein Urenkel, der zweite Jerobeam herrschte, war die rauhe, einfache Sitte des Ahnherrn in diesem Königshause vergessen.

Damals war nach dunkelster Kriegsnot eine Zeit hellen Glückes über Israel gekommen. Seit sich die Syrer von Damaskus unter Salomo von der Herrschaft Israels freigemacht hatten, waren sie Israels erbitterte Feinde geblieben. Ahab war im Kampfe gegen sie gefallen; unter Jehu und seinem Sohn Joahas gewannen sie das ganze Land östlich vom Jordan; das Heer des Joahas wurde von ihnen unter Dreschschlitten zermalmt. Aber plötzlich wendet sich das Kriegsglück: König Joas von Israel, der Enkel Jehus, schlägt die Syrer zu wiederholten Malen; er bezwingt auch das Reich Juda und damit auch das von Juda unterworfene Edom: so herrscht dann sein Sohn, der zweite Jerobeam, fast über das ganze Gebiet, das einst David unterthan war. Damit war, wenigstens in den herrschenden Kreisen, Wohlstand und Reichtum eingekehrt. In Samaria und Jerusalem fühlte man sich als das mächtigste unter den Völkern, mit denen man verkehrte. Die Grossen Samarias hatten ein leichtgezimmertes Sommerhaus und ein Winterhaus aus grossen behauenen Steinen. Elfenbein benützte man zur Täfelung und als Einlage in den damastbezogenen Diwan. Überall wurden Weinberge gepflanzt; beim Trunk aus kostbarer Schale wurde gespielt und gesungen. Auch die Religion war ein Mittel des Genusses. Nichts Fröhlicheres gab es als eine Wallfahrt nach Dan im Norden oder Beerseba im Süden; man freute sich, womöglich täglich, ein Schlachtopfer zu bringen; in den vielen Gotteshäusern im Land wurden überall frohe Gelage gehalten; man liebte es am Tische Gottes zu essen. Und wie der Gott Israels sich schon jetzt als mächtiger Gott erwiesen hatte, da er seinem Volke solches Glück und solche Grösse schenkte, so blickte man sehnsuchtsvoll hoffend nach der Zukunft, nach dem Tage des Herrn, da man die Niederwerfung aller Feinde Israels erwartete.

In solcher Zeit tritt bei einem der ältesten und bedeutendsten Heiligtümer des Landes, zu Bethel plötzlich ein Prediger auf, der nicht eines andern Propheten Jünger gewesen ist, und der es auch nicht wie mancher andere nötig hat, sich durch seine Sehergabe sein Brot zu verdienen, ein wohlhabender Hirte und Besitzer einer Sykomorenanlage zu Thekoa in Juda, der Prophet Amos. In mannigfacher Weise behandelt seine Rede immer wieder dasselbe Thema: der Tag des Herrn wird kommen; die Syrer, die Philister, die Phönizier, die Edomiter, die Ammoniter, die Moabiter, — sie alle werden niedergeworfen und vernichtet werden; sie alle haben die Strafe Gottes verdient: aber auch Juda und Israel haben sie reichlich verdient, und so werden auch sie vom Strafgerichte keineswegs ausgenommen sein. Auch Israels Burgen werden geplündert, seine waffenfähige Mannschaft wird auf den zehnten Teil zurückgebracht, die Bevölkerung wird über Damaskus weg in die Verbannung geführt werden. Insbesondere soll das Haus Jerobeams durch das Schwert ausgetilgt werden.

Diese Erwartung des Amos hat einen doppelten Grund. Der eine liegt in seiner klaren Auffassung der Zeitverhältnisse. Er weiss woher es kommt, dass Israel jetzt so leicht mit den Syrern von Damaskus abrechnen kann, die ihm vordem so furchtbar waren. Von Osten her bedroht das gewaltige Reitervolk der Assyrer die Grenze des Reichs von Damaskus; ist Damaskus gefallen, so wird der Strom dieser wilden Horden Palästina überschwemmen, und nicht bloss die Nachbarvölker Israels, sondern auch Israel selbst mit sich fortraffen.

Und hier scheidet sich nun die Erwartung des Propheten von dem Glauben seines Volkes. Sein Volk glaubt sich vor Vernichtung durch seinen Gott

geschützt. Der Herr ist der Gott Israels; er hat sein Volk aus Ägypten geführt, vierzig Jahre in der Wüste geleitet; er hat die Amoriter vor ihm niedergeworfen und ihm sein Land gegeben: so scheint er nur dieses Volk von allen Völkern der Erde zu kennen.

Aber Amos bricht ausdrücklich mit dem Gedanken, dass das Volk Israel gegenüber den anderen Völkern etwas voraus habe. Hat ihm Gott grosse Wohlthaten erwiesen, so wird es Gott ebenso um all seiner Missethat willen strafen. Wohl hat Gott Israel nach Kanaan geführt; ebenso hat er auch den fernen Äthiopen, den feindseligen Philistern und Syrern ihr Land gegeben. Wenn die Assyrer nach Israel kommen, so hat Gott selbst sie wider sein Volk erweckt. Der Gott, der in Israel verehrt wird, ist der Herr aller Völker. Der Gedanke, dass der Gott Israels nur in Israel Macht habe, ist hier weit überwunden.

Diese erweiterte Fassung des Gottesgedankens mag sich ja nun vielleicht daraus erklären, dass die lebendige Beziehung Israels zu den Nachbarvölkern eine Scheidung zwischen dem Machtgebiet des israelitischen Gottes und dem der heidnischen Götter nicht mehr zuliess. Jedenfalls ist auch noch von anderer Seite her der Gedanke an die Weltherrschaft des israelitischen Gottes gewonnen worden. Von alters her dankte man dem Landesgott für den Ertrag der Ernte, für Regen und Sonnenschein; wenn auch Amos Gluthitze, Regenmangel, Heuschreckenplage, Krankheit im Korn und Krankheit unter den Menschen auf den Landesgott zurückführt, sagt er damit schwerlich etwas Neues: aber von da war es nur ein kleiner, wenn auch noch so bedeutsamer Schritt, wenn Amos von dem Gott Israels sagt: er habe die Berge geschaffen, führe den Sturmwind über die Erde, lege dem

Menschen seine Gedanken in den Mund; oder: er schaffe das Siebengestirn und den Orion, rufe den Wechsel von Tag und Nacht hervor, schütte die Sturmflut über das Land; seine Hand reiche hinab auf den Grund des Meeres, ja bis in die Totenwelt und wieder hinauf bis zum Himmel, und endlich: er baue im Himmel seinen Söller und gründe seinen Saal auf der Erde.

Aber wenn Gott Herr ist über alle Völker, warum schützt er dann nicht sein Volk Israel, das ihm so reichlich Opfer und Zehnten bringt, das so gern nach Bethel, Gilgal, Dan und Beerseba pilgert, um vor dem Angesicht seines Gottes seine Feste zu feiern? Amos hat gesehen, wie dem verschuldeten Armen sein Kleid als Pfand genommen wurde, und auf diesem verpfändeten Kleid als auf einem Teppich wurde im Tempel ein Gelage gehalten; er sah, wie arme Leute um Wein gestraft wurden, und dieser Wein wurde im Tempel lustig vertrunken; er sieht wie üppig es bei diesen Opfermahlen zugeht und wieviel Elend daneben im Lande ist, an das diese frommen üppigen Leute nicht denken: da will er die frommen Lieder und das Harfenspiel nicht mehr hören; in der Wüste haben die Israeliten nach des Amos Meinung keine Schlachtopfer gebracht, und Gott ist ihnen doch gnädig gewesen.

Galt schon zur Zeit Jehus die Anschauung, dass Israel anders leben müsse als die Heiden, so hat Amos mit Schrecken gesehen, dass sein Volk schlimmer ist als die Heiden. In der Philisterstadt Asdod und in Ägypten ist nicht soviel Unrecht und Gewaltthat wie in Samaria. Was Amos hier immer wieder tadelt, das ist die masslose Üppigkeit, die sich gründet auf eine unbarmherzige Bedrückung und gewissenlose Übervorteilung der Armen. Bei solchem Frevel, meint Amos, hilft es nicht,

an den Altar zu flüchten und Gottes Schutz zu erwarten; gerade diese entweihten Altäre wird Gott zuerst zerbrechen; nur eine durchgreifende Besserung des ganzen Volkes kann helfen.

Auch hier ist der Anlass für die neue Gedankenbildung des Propheten vollkommen deutlich: Die Not seines Volkes hat ihm den Willen Gottes geoffenbart. Und dieser eine heilige Wille Gottes gilt nach der Anschauung des Amos gleichmässig für alle Völker: so sollen die Moabiter für eine Freveltat gestraft werden, die sie am König von Edom begangen haben.

Hier sehen wir also einen gewaltigen Fortschritt in der Religion Israels. Der Gott des einzelnen Landes ist jetzt der Schöpfer der Welt und der Lenker aller Völker; der Gott, der für sein Volk sorgt, schützt Recht und Gerechtigkeit überall auf Erden. Aber der grosse Prophet, der diese Gedanken zum erstenmal ausspricht, verleugnet doch auch seinen Heimatboden nicht. Er erwartet die Vernichtung des sündigen Königtums, eine furchtbare Sichtung seines Volkes; aber dass ganz Israel untergehe, will er doch nicht glauben. Noch herrscht in seinem Heimatland Juda, wenn auch durch Israels Übergewicht darniedergedrückt, das Haus des David; Amos hofft, Gott werde einst diese zerfallene Hütte wiederaufrichten und so seinen Namen wieder bei all den Völkern zur Geltung bringen, bei denen er einst unter Davids Regierung in Geltung gestanden hatte.

Die Predigt des Amos vom Untergang Israels durch seinen Gott machte tiefen Eindruck. Der Oberpriester von Bethel beschwerte sich über ihn, der König liess ihn aus dem Lande weisen. Aber sein Wort wirkte weiter. Ein jüngerer Zeitgenosse, der Prophet Hosea, wiederholt gelegentlich die Rede des Amos von dem Feuer, das

Gott senden wird, um die Paläste Judas und Israels zu zerstören. Er kennt also die Predigt des Amos und knüpft an sie an, wenn mehrfach auch er ein vernichtendes Gericht über Israel in Aussicht stellt. Zu seiner Zeit sind die Israeliten schon in engere Beziehung zu den Assyrern getreten; aber auch mit Ägypten haben sie Verbindung angeknüpft; so stellt sich Hosea den Untergang des Volkes vor teils als Wegführung nach Assur, teils als Rückführung nach Ägypten. Auch er verkündigt den Sturz des Hauses Jehu und damit die Vernichtung des Königtums in Israel. Die Israeliten sollen nicht mehr meinen, sie seien von Gott geliebt, sie seien Gottes Volk; Gott gehört nicht mehr zu ihnen; seine Augen kennen kein Mitleid mehr. Es fehlt an Treue und Liebe; dagegen findet sich überall Fluch und Lüge, Diebstahl und Raub, Mord und Ehebruch — aber auch überall finden sich Altäre; man schlachtet überall Opfertiere und giesst Wein aus als Trankopfer für den Herrn; man wallfahrtet nach Gilgal und Bethel; ein aus Silber gegossener Stier prangt als Sinnbild der Kraft Gottes in dem Tempel zu Bethel. Aber Liebe und Gotteserkenntnis, meint Hosea, stünden weit über diesen Brandopfern und Schlachtopfern.

Bei dieser Verkündigung folgt Hosea ganz der Spur des Amos. Nur sind seine Worte nicht so scharf geprägt; das Bild der einzelnen Nöte ist nicht so anschaulich gezeichnet. Amos redet als der Anwalt der Unterdrückten; er fordert Recht und Gerechtigkeit; Hosea vermisst die Liebe, die rechte Gotteserkenntnis, aber von der Not der Unterdrückten spricht er kaum ein Wort. Auch malt er nirgends die Allmacht und Grösse Gottes in so herrlichen Worten, wie wir sie bei Amos finden; von der Beziehung Gottes zu anderen Völkern ist kaum die

Rede. Würde man bloss diese Seite der Predigt des Hosea in Betracht ziehen, so erschiene sie nur als eine schwächere Nachwirkung der Predigt des grossen Vorgängers.

Aber Hosea unterscheidet sich in einer Richtung ganz wesentlich von Amos. Es ist auch das ein Zurückbleiben, aber durch das Zurückbleiben wird ein wesentlicher Glaubensgedanke gerettet. Hosea bleibt durchaus dabei, dass der Gott, der Israel aus Ägypten geführt, der es nackt und bloss in der Wüste gefunden und sich seiner erbarmt hat, diesem Volk in ganz besonderer Weise zugehören sollte. Er nennt es den Sohn Gottes, den Gott aus Ägypten gerufen hat; er nennt es das Weib, das Gott in der Wüste mit sich verlobt hat. Dabei hat Hosea noch nicht vergessen, dass der Dienst auf den Bergen und unter den heiligen Bäumen, das Essen der Traubenkuchen und das Ritzen der Haut ursprünglich nicht dem Gott Israels, sondern den kanaanitischen Landesgottheiten galt: so sieht er in diesen gottesdienstlichen Feiern einen fortgesetzten Treubruch: das Weib hat seinen Gatten verlassen und läuft fremden Männern nach.

Aber ob Israel auch untreu ist, so bleibt doch Gott seinem Volke treu. Selbst Amos hat doch mit einem letzten glücklichen Ausgang für den frommen Rest Israels gerechnet. Bei Hosea dringt dieser Gedanke immer wieder durch: Gott wird sein Volk in die Wüste, d. h. ins Verderben führen, aber nur um dort freundlich ihm zuzureden, dass es sich ihm aufs neue verlobe. Lange werden die Kinder Israels ohne König, ohne Obrigkeit, ohne Opfer und ohne Orakel sein; aber dann werden sie sich umkehren und ihren Gott suchen. So erscheint auch die schwere Bestrafung Israels nicht sowohl als die Auswirkung des göttlichen Zorns, denn vielmehr als eine

That der treuen, suchenden Liebe Gottes. Gottes Mitleid ist entbrannt; als der Heilige, der anders ist als die Menschen, kommt er nicht in Wut zu seinem Volke. Wohl wird er brüllen gleich einem Löwen, aber nur, um die vor ihm bebenden Söhne um sich zu scharen.

Mit dem allem giebt Hosea nichts Neues; er übernimmt von Amos den Kampf gegen den herkömmlichen Gottesdienst, das Eintreten für eine sittliche Frömmigkeit, die Drohung des Strafgerichtes über das ganze gottwidrige Israel. Aber er hält fest an dem Glauben, dass der Herr sein Volk Israel in besonderer Weise schütze. Damit tritt ja bei ihm die Anschauung von der Weltherrschaft Gottes, wie sie Amos gewonnen hat, wieder zurück. Dafür bewahrt er aber den für die Frömmigkeit äusserst wichtigen Gedanken, dass Israel trotz seiner Sünde doch noch auf Gott vertrauen darf. Der Gedanke der vergebenden Liebe Gottes ist das Rätsel, um das sich alles Denken Hoseas immer wieder bewegt.

An äusserem Erfolg mochten Amos und Hosea einander gleichstehen; Amos wurde verbannt, Hosea wurde für einen Narren erklärt. Ganz anders der Dritte, der vielleicht den Höhepunkt der alttestamentlichen Prophetie bezeichnet, der Prophet Jesaja. Er war in eine grosse Zeit gestellt, da die Verhältnisse Palästinas sich gründlich umgestalteten. Zwei Völker, die sich früher immer bis auf das Blut bekämpft hatten, die Syrer von Damaskus und das Reich Israel von Samaria, verbündeten sich, aber nicht, um die beiden drohende schreckliche Gefahr eines Einfalls der Assyrer abzuwenden, sondern zu gemeinsamem Raubzug gegen das schwächere Juda. Aber Jerusalem fiel nicht in die Hand der es belagernden Feinde; der Assyrerkönig brach rechtzeitig vom Euphrat her in Syrien ein; Damaskus fiel, das syrische Reich war

zerstört, vom Reich Samaria fiel das Land bis zum Karmel in die Hände der Feinde. Noch etwas mehr als ein Jahrzehnt, da sank auch die stolze Hauptstadt Israels, Samaria; wie schon Amos geweissagt hatte, wurde die Bevölkerung Israels ins Innere des assyrischen Reiches über Damaskus hinaus verpflanzt und fortgeführt. Damit ist auch das kleine Juda fast ganz in der Gewalt der Assyrer. Aber es fügt sich ihnen treu und hat Frieden. Erst als etwa 18 Jahre später der Statthalter der mächtigen Provinz Babylon sich anschickt, das assyrische Joch abzuwerfen, und als gleichzeitig der ägyptische König seine Hilfe verspricht, da entschliesst sich König Hiskia von Juda, von seinem assyrischen Oberherrn abzufallen und dem Bund gegen den Unterdrücker sich anzuschliessen. Aber König Sanherib von Assur wirft die Empörer der Reihe nach nieder; das Verderben kommt bis vor die Thore Jerusalems. Doch erobert wird die Stadt nicht; ein furchtbarer Würgengel Gottes, die Pest, verbreitet im assyrischen Lager Tod und Verderben; Sanherib ist zufrieden, da ihm König Hiskia dreihundert Talente Silbers und dreissig Talente Goldes verspricht. Der Feldzug der Assyrer wird abgebrochen; an Jerusalems Mauern ist die Macht der Feinde gescheitert.

An allen diesen Erlebnissen seines Volkes hatte der Prophet Jesaja regsten Anteil. Über seiner ganzen Predigt steht das gewaltige Wort, das er bei seiner Berufung aus dem Munde der Gott umgebenden Geister gehört hatte, das Dreimalheilig der Seraphim, die verkünden, dass alle Lande voll sind der Ehre des Gottes Israels. Ihm steht die Weltherrschaft Gottes vielleicht noch deutlicher vor Augen als Amos. Im fernen Lande errichtet Gott sein Panier: da sammeln sich um ihn die Reiterscharen Assurs und stürmen gegen Israel heran.

Gott ruft die Bremse vom Nil, das Heer der Ägypter und die Biene aus dem Lande Assur. Assur ist wieder das Schermesser, mit welchem Israel kahl geschoren wird; es ist die Zornesrute, die Gott gegen die Völker schwingt; aber Gott kann diesen gewaltigen Baum auf einen Schlag fällen. Hat somit der Gott Israels die mächtigsten Völker der Erde wie Werkzeuge in seiner Hand, so begegnet uns auch bei Jesaja zum erstenmal die Hoffnung, dass Israels Gottesverehrung von den weltbeherrschenden Völkern einst übernommen werden und die jetzt einander feindlichen Gewalten miteinander versöhnen soll. Von Assur soll durch Israel eine Strasse nach Ägypten führen; die drei Völker sollen friedlich zusammenwohnen und den Gott Israels verehren; der aber segnet sein Volk Ägypten, segnet Assur, das Werk seiner Hände und segnet Israel sein Erbteil. So frühe schon tritt neben den Gedanken der Weltherrschaft Gottes der Gedanke der Weltreligion. Denn das Land zwischen Nil und Euphrat war die Welt des Jesaja.

Erinnert hier die Predigt des Jesaja an die Gottesanschauung des Amos, über die sie aber hinausgreift, so hat auch die packende Schilderung der Notstände in Israel mehr mit der Predigt des Amos als mit der des Hosea gemein. Viele Opfer, viele Feste werden gefeiert: aber Unrecht und Festfeier taugen nicht zu einander. Blut klebt an den Händen der Betenden. Witwen und Waisen erhalten kein Recht; Beamte und Richter gehen auf Gewinn aus; die Habsucht reiht Haus an Haus, Acker an Acker; die Üppigkeit der Frauen zeigt sich in der Putzsucht, die der Männer in der Trunksucht. Im Augenblick der höchsten Gefahr herrscht Lust und Freude, man tötet Rinder und schlachtet Schafe, isst Fleisch, trinkt Wein: — Denn „morgen sind wir tot“. Das ist ein Frevel, den Gott nicht vergiebt.

Mit Hosea hat aber Jesaja gemein die Verwerfung der silbernen und goldenen Gottesbilder, von denen Amos nur an einer Stelle spöttisch redet. Statt den zu verehren, der sie geschaffen hat, beten die Israeliten ihrer Hände Werk an; darum wird ihnen Gott seine übermächtige Grösse offenbaren. Daneben wähnen sie, durch menschliche Mittel, durch starke Bundesgenossen, durch Rosse und Streitwagen dem Gerichte Gottes begegnen zu können; das ist hässliche Thorheit für den, der die Grösse des Herrn erkannt hat. Der Tag des Gerichtes wird den Hochmut des Menschen zu Falle bringen.

Wie Amos und Hosea, so sieht auch Jesaja von Anfang an die Verödung Palästinas durch Kriegsnot und Wegführung in die Verbannung voraus. Er knüpft hier deutlich an Amos an, der die Rückführung Israels auf ein Zehntel der jetzigen Bevölkerung verkündigt hat. Jesaja meint, der Rest werde noch kleiner sein, wie beim Fällen einer Eiche ein Strunk in der Erde bleiben mag, aus dem später ein neuer Baum hervorsprosst. Dies Gericht wird nicht durch die gegen Juda heranziehenden Syrer und Israeliten sich an Jerusalem vollziehen; mit Damaskus und Samaria wird Gott zuerst aufräumen; aber durch die Feinde aus Ägypten und Assur werden Israels Städte und Burgen zerstört, sein Ackerbau, sein Weinbau völlig vernichtet werden. Denn Gott hat an seinem Weingarten Israel alles gethan, was ein guter Weingärtner thun konnte; aber trotzdem brachte der Boden nur ungeniessbare Frucht hervor; da wird ihn sein Herr der Verwüstung anheimgeben. Nur wie bei der Ernte des Ölbaums zwei oder drei Früchte im obersten Wipfel hängen bleiben können, so werden einige wenige Israeliten dem Gerichte Gottes entgehen.

Die Hoffnung, dass ein Rest gerettet wird, hat

Jesaja immer gehegt. Dabei glaubt er nicht an eine Wirkung seiner Worte. Schon bei seiner Berufung wird ihm gesagt, dass dies Volk nicht hören und nicht verstehen solle. Auch er hört wie Amos und Hosea die Rede: „lass uns mit dem Heiligen Israels in Ruhe". Bei dem drohenden Untergang des Volkes mochte es ihn einen Augenblick erschrecken, als ihm ein Sohn geboren wurde: welch furchtbaren Zeiten geht dies Kind entgegen. Aber er nennt diesen Sohn Schearjaschub d. h. „ein Rest bekehrt sich". Er hofft, dass sein Kind zu diesem Rest gehören möge.

Aber wie nun Assur als eine flutende Gottesgeissel das Land allenthalben überschwemmt und der Übermut dieses Werkzeuges in der Hand Gottes immer deutlicher zu Tage tritt, da denkt Jesaja daran, dass der israelitische Bauer bei der Aussaat und wieder beim Dreschen die einzelnen Getreidearten wohl unterscheidet, und dass auch Gott nicht alle in gleicher Weise verderben wird. Freilich sieht er den Kreis um Jerusalem sich enger und enger ziehen; die Lust der Verzweifelten hat sich der Jerusalemer bemächtigt: sie essen und trinken, weil der Tod vor der Thüre steht. Aber der Prophet hält daran fest, dass der Herd Gottes nicht in die Hand der Assyrer fallen wird. Mit mächtigem Arm wird Gott eingreifen und den stolzen Baum niederschlagen; in einem Augenblick wird der Herr die Assyrer verjagen wie der Wind die Spreu; am Abend wird noch Schrecken sein, und am Morgen sind sie nicht mehr da. Auch hier denkt Jesaja ähnlich wie schon Amos: Gott straft auch an den fremden Völkern die Sünde, die er an Israel heimsucht. Aber wie Hosea weiss er mit der Erwartung eines furchtbaren Strafgerichts über Israel doch den Glauben zu verknüpfen, dass Gott in besonderer Weise in Israel

herrlich ist. Als nach der Eroberung von Damaskus zuerst Galiläa in die Hände der Assyrer fiel, die sich so durch die Jesreelebene eine Strasse nach dem Meere zu öffneten, da tröstet Jesaja dieses Volk, das im Finstern wandelt, mit der Aussicht auf eine grosse Freude: in Juda ist für den Thron Davids ein Sohn geboren, dem Gott die Verheissung der Herrschaft und wundersame Namen giebt: der soll dauernden Frieden und gerechtes Gericht seinem Volke schaffen. Es ist die Hoffnung auf den Messias, die hier, durch besondere Zeitereignisse vermittelt, zum erstenmal in lebendigster Weise zum Ausdruck kommt. Und Jesaja vertieft sich auch sonst gern in diese Gedanken einer seligen Zukunft; er flüchtet dahin aus dem Wirrsal der Gegenwart. Er hofft auf einen König aus dem Hause Isai, der von Gottes Geist erfüllt das Recht strenge handhabt, unter dem die Erkenntnis Gottes das Land bedeckt, wie das Wasser das Meer; dann, meint Jesaja, werde auch der Friede in der Natur zurückkehren, und alles Übel beseitigt sein.

Das waren grosse, für alle Folgezeit bedeutsame Hoffnungen, deren Erfüllung freilich Jesaja nicht gesehen hat. Aber die Erhabenheit Gottes über alles Menschenwerk trat seinen Zeitgenossen lebendigst vor Augen, als die assyrische Eroberung thatsächlich vor den Mauern Jerusalems Halt machte. Da hatte der Glaube Jesajas eine glänzende göttliche Bestätigung erfahren. Wir wissen nicht, wie weit jetzt das Volk im Lande zur Hingabe seiner silbernen und goldenen Gottesbilder sich wirklich entschlossen hat; die gewaltige Tributforderung der Assyrer mochte hier der Forderung des Propheten zu Hilfe kommen: jedenfalls entschloss sich König Hiskia zur Zertrümmerung eines bis dahin hochgehaltenen Heiligtums, der ehernen Schlange des Mose, die bis dahin in Juda

mit Weihrauchopfern verehrt worden war. In dem Kampfe gegen die Verehrung Gottes im Bild verkörperte sich gleichsam der Sieg des Glaubens der grossen Propheten an die Erhabenheit Gottes über alle Welt.

Solche Gedanken gehen einem Volke nicht mehr verloren, wenn es sie einmal erarbeitet hat; aber sie setzen sich auch nicht ohne Kampf und nicht ohne mannigfache Rückschläge durch. Aus den erschütternden Erlebnissen jener Zeit, aus dem Untergang von Damaskus, von Samaria, aus der Unterjochung Judas durch die Assyrer konnten doch noch andere Schlüsse gezogen werden, als sie von Jesaja gezogen worden sind. Nicht die Erhabenheit des israelitischen Gottes über die Welt nahm das Volk Israel wahr, wenn es mit Schrecken das Vordringen der Assyrer beobachtete. Der Gott Israels schien im Gegenteil weniger mächtig zu sein als die Götter der Assyrer, das Heer des Himmels, Sonne, Mond und Sterne. So baute schon König Ahas diesen Göttern auf dem Dach seines Hauses besondere Altäre, und als nach Hiskias Tod zur Zeit des Königs Manasse der Assyrerkönig sogar Ägypten unterjochte, da wurden beim Tempel des Salomo Sonnenrosse und Sonnenwagen aufgestellt, und das Heer des Himmels wurde neben dem Gott Israels allgemein verehrt. Es ist kein Zweifel, dass das assyrische Heidentum unter der Bevölkerung von Juda sich rasch sehr tief einwurzelte: wir wissen, dass es trotz kräftigsten Widerspruchs von seiten der Vertreter altisraelitischer Frömmigkeit und trotz eines namhaften Erfolges dieses Widerspruchs doch über die Zerstörung des Reiches, über die Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar hinaus, in weiten Kreisen fortbestanden hat. Diese Kreise hatten sich also noch nicht den Gedanken des Elia angeeignet, dass nur der Gott vom Sinai in Israel ver-

ehrt werden dürfe. Inmitten des rings umgebenden und Juda selbst überflutenden Heidentums kann das nicht auffallen. Die Forderung der Propheten von der Alleinherrschaft Gottes in seinem Volk hatte jetzt freilich schon eine lange Geschichte hinter sich; aber auch die Verehrung fremder Götter auf israelitischem Boden hatte ihre Geltung, seitdem sich die israelitischen Nomaden im Lande Kanaan angesiedelt hatten. Die assyrischen und phönizischen Gottheiten waren aber nahe miteinander verwandt.

Aber noch einen andern Schluss zog das Volk von Juda damals aus der Not der assyrischen Eroberungszüge. Die Propheten meinten, man könne daraus die Nutzlosigkeit der herkömmlichen Opfer und Festfeiern erkennen; Gott wolle nicht das Blut der Tiere, sondern Recht und Gerechtigkeit, Liebe und Treue unter den Menschen. Ganz anders dachte die vom Unglück betroffene Bevölkerung. Freilich die Nutzlosigkeit der bisher gebrachten Opfer leuchtete ein; aber statt weniger wollte man nun mehr thun; eine uralte, barbarische Sitte, die für Zeiten der Not zum Beispiel auch in dem benachbarten und stammverwandten Moab Geltung hatte, bürgerte sich in dieser unglücklichen Zeit ganz fest in Jerusalem ein, das Kindesopfer, insbesondere das Opfer des erstgeborenen Sohnes. Auch hierin gab, wie es scheint, König Ahas das erste Beispiel; der Tempel des Salomo nahm freilich diese Menschenopfer nicht an; unten im Thale Hinnom stand aber bis zur Zerstörung Jerusalems der Altar, auf welchem Gott als dem König des Landes diese grässlichen Gaben gespendet wurden. Die Gegner setzten einmal eine zwölfjährige Unterbrechung der schrecklichen Sitte durch; sobald der Führer des Widerstandes ins Grab gesunken war, lebte sie wieder auf.

Dass nämlich das neueingedrungene assyrische Heiden-

tum und diese Steigerung des Opferdienstes ins Furchtbare immer auch seine Gegner hatte, braucht kaum besonders betont zu werden. Nicht bloss die Propheten und ihr nächster Anhang, auch die Priester des Gottes vom Sinai konnten mit dieser Entwicklung nicht wohl zufrieden sein. Durch den Dienst der assyrischen Gottheiten war die Ehre des Gottes Israels angegriffen; wie sein Volk, so war auch der Gott Israels vom Selbstherrn zum Vasallen geworden. Das war aber eine viel schlimmere Verletzung des israelitischen Stolzes, als wenn die Unterjochung durch Assur nur wie eine vom eigenen Gott verhängte Strafe empfunden wurde. Es fehlte also nicht an solchen, die den assyrischen Götzendienst verwarfen. Gegen das Kindesopfer sträubten sich die einen aus demselben Gefühl, aus dem es die andern begünstigten. Es war die unnatürliche Leistung, die dem einen gross, dem andern verabscheuungswert erschien. Im Tempel des Salomo auf dem Berge Moria wurde erzählt, dass einst Abraham an dieser Stelle seinen Sohn Isaak Gott opfern sollte; aber Gott nahm den Willen für die That und begnügte sich mit dem Opfer eines Widders. Die Priester des salomonischen Tempels vereinigten sich in dieser Zeit mit einem Teil der Propheten; im Tempel des Salomo zu Jerusalem fand sich 621 v. Chr. das bis dahin gänzlich unbekannte Gesetzbuch des Mose, demzufolge alle Bilder der Gottheit, ob heidnisch oder israelitisch, beseitigt und alle Altäre ausser dem im Heiligtum des Salomo zerstört und entweiht werden sollten. Der König Josia machte mit den Worten dieses Gesetzbuches Ernst. Er reinigt den Jerusalemer Tempel von allem Heidnischen; er zerstört alle andern Altäre und heiligen Säulen; kein Bild Gottes soll irgendwo gefunden werden; nur im Tempel Salomos soll man fernerhin opfern.

Das waren tief einschneidende Massregeln; aber sie wurden gar bald wieder übertreten. Jedenfalls nach Josias Tod waren wieder Altäre in allen Gassen Jerusalems; den fremden Göttern wurde wieder geopfert: es bedurfte der Zerstörung des ganzen bisherigen Staatswesens, um das Volk von Juda endgültig von der alten gottesdienstlichen Sitte freizumachen. In diesem entscheidungsvollen Augenblick, als es galt, beim Untergang des Volkes nicht bloss den angestammten Glauben zu retten, sondern für eine bisher noch niemals reinlich dargestellte höhere Glaubensform aus den Splittern des alten Volkes eine neue Gemeinde zu schaffen, traten nacheinander drei Männer auf, die, jeder an seinem Teil dazu beitrugen, die Zeit der Propheten abzuschliessen und die Zeit des Gesetzes anzubahnen, Jeremia, Hesekiel und der grosse, dem Namen nach uns unbekannte Prophet, der die Rückkehr der neuen Gemeinde nach Jerusalem ermöglicht hat.

Jeremia weiss, dass er das Werk vieler Propheten fortsetzt. Von Natur ist er weich und empfindsam wie Hosea; ihn schmerzt es auf das tiefste, dass er überall tauben Ohren predigt; aber Gott hat ihn doch wie eine eiserne Säule hingestellt, um einer Welt voll Widerspruchs zu trotzen. Nirgends auf allen Strassen Jerusalems findet er einen, der recht thut; wenn ein Mohr seine Farbe wechselt und ein Panther seine Flecken verliert, dann mag Israel von Sünden rein werden. Das Verderben hat alle Stände ergriffen vom König bis zum geringen Mann, insbesondere auch Priester und Propheten. Dabei weiss Jeremia, dass Gott sich nicht täuschen lässt in seinem Urteil: er erforscht das Herz, um jedem nach seinem Wandel, nach der Frucht seiner Thaten zu vergelten. Die älteren Propheten betrachten das Volk im wesent-

lichen als ein Ganzes; Sünde und Strafe sind dem ganzen Volk gemein. Dagegen steht Jeremia in regem Gebetsverkehr mit seinem Gott, und so glaubt er an eine viel engere Beziehung des Einzelnen zu Gott, als die Früheren. Um so rätselhafter lastet die Frage auf ihm: warum geht es dem Frevler oft gut?

Wie Hosea redet auch Jeremia von der schönen Zeit, da Gott sein Volk wie seine geliebte Braut aus Ägypten führte. Aber jetzt ist sein Weib ihm treulos geworden. Was kein Volk sonst gethan hat, hat Israel gethan: es hat seinen Gott vertauscht. Der alte Dienst der Landesgottheiten Kanaans und der fremde assyrische Gottesdienst, die Brandstätte für das Kinderopfer im Thal Ben-Hinnom, aber auch das unbussfertige Vertrauen auf den Tempel in Jerusalem als die Wohnstätte Gottes und auf die heilige Lade, die in diesem Tempel verwahrt wurde, das alles ist verwerfliche Unsitte, die das Volk ins Verderben führt. Wenn Jeremia immer Priester und Propheten zusammen bekämpft, so meint er gerade die Verbindung beider Stände, durch welche zur Zeit des Josia das mosaische Gesetz eingeführt wurde; sein Wort, dass Gott am Sinai seinem Volke nichts über Schlachtopfer und Brandopfer geboten habe, ist unmissverständlich gegen dieses Gesetz gerichtet.

Dass Gott sein Volk liebt und wie ein Mann seinen Gürtel enge an sich schmiegen möchte, weiss Jeremia wohl; aber trotzdem darf er nicht mehr für dieses Volk bitten; selbst wenn Mose und Samuel für es einträten, würde es Gott verstossen; seinem treulosen Israel hat er schon den Scheidebrief gegeben, seinem treulosen Juda wird er ihn ausstellen. Die Zerstörung Jerusalems und des gerade jetzt besonders gefeierten salomonischen Tempels ist ihm längst vor der Erfüllung schon gewiss. Da-

für leidet er, äusserlich und innerlich, namenlos. Und doch hält auch er wie alle seine Vorgänger an einem letzten Heile Israels fest. Der Israel zerstreut hat, wird es wieder sammeln; wie aus Ägypten, wird es aus den nordöstlichen Ländern einst wiederkehren; Israel trägt den Namen Gottes; weil es nach seinem Namen genannt ist, kann Gott es nicht ganz aufgeben; der Bund, den Gott mit David geschlossen hat, bleibt trotz der Untreue des Volkes bestehen. An Stelle des alten, von dem untreuen Volk gebrochenen und darum jetzt gelösten Bundes wird Gott mit diesem Volk einen neuen Bund schliessen, indem er die frühere Sünde zudeckt und das Herz gegen künftige Sünde wappnet.

Eine zweifache Eroberung Jerusalems durch Nebukadnezar, zuerst 597, dann 586 machte dem jüdischen Staat und dem altisraelitischen Gottesdienst ein Ende. Aber sofort nach 597 beginnt im fernen babylonischen Lande Hesekiel eine jüdische Religionsgemeinde zu schaffen; Gott hat ihn zum treuen Wächter jeder einzelnen Seele in dieser Gemeinde bestellt; er weiss, dass er für jeden Einzelnen verantwortlich ist. Aber ebenso prägt er einem jeden aufs ernsteste die Pflicht eigner Verantwortlichkeit ein. Hesekiel bricht bewusst mit dem altisraelitischen Gedanken, dass Gott die Sünde der Väter an den Kindern heimsucht und dass die Frömmigkeit der Eltern den fernen Geschlechtern zum Segen gereicht: für seine damalige Aufgabe war es wichtig zu betonen, dass jeder nur für sich selbst eintritt und seinen Lohn nach der Frucht seiner Lebensarbeit erhält. Nur so kann der Ernst geweckt werden, aus dem eine heilige Gemeinde geboren wird.

In seinem Urteil über das Volk von Juda vor der Zerstörung Jerusalems stimmt Hesekiel ganz und gar mit

Jeremia überein. Deshalb war es auch ihm sicher, dass das Volk im ganzen untergehen müsse; — selbst wenn einzelne fromme Männer wie Noah, Daniel und Hiob darin lebten, würden nur sie selbst gerettet werden. Aber Hesekiel bleibt dabei später doch nicht stehen. Der Name des Herrn wird durch sein sündiges Volk unter den Heiden geschändet. Darum, nicht um der Güte der Israeliten willen, wird Gott sie aus der Zerstreuung sammeln, wie der Hirte die Herde sammelt, und in ihr Heimatland zurückführen; er wird sie mit klarem Wasser von aller Sünde reinwaschen, das jetzt tote Volk neu beleben und einen einzigen König aus dem Hause David über sie setzen. Hesekiels Phantasie hat durch die neuen Eindrücke, die er im fremden Lande gewonnen hat, eine eigentümliche Richtung genommen: mit grosser Breite und in oft seltsamen Bildern beschreibt er gern die jenseitigen und die künftigen Dinge. Auch damit ist er den Spätern vorbildlich gewesen; seine Seelsorgertreue und sein Glaube an die Zukunft des scheinbar verlorenen Volkes machten seine Wirksamkeit wertvoll.

Jeremia starb in Ägypten, Hesekiel jenseits des Euphrat: sie sahen ihr Volk nicht aus der Verbannung zurückkehren. Aber als wenige Jahrzehnte später der Perser Cyrus seinen Eroberungszug antrat, die persische Herrschaft in Medien aufrichtete, Lydien unterjochte und endlich auch gegen Babel heranzog, da trat unter den verbannten Judäern in Babylonien ein gewaltiger Mann auf, dessen Namen wir nicht mehr wissen, dessen Reden uns aber im Anhang des Buchs des Jesaja erhalten sind. Er sieht das babylonische Reich zusammenbrechen; da zeigt sich ihm die Nichtigkeit der babylonischen Götter, des Nebo und des Bel; zugleich leuchtet ihm die Grösse des eigenen Gottes auf; der

Gott Israels hat schon lange dieses Schicksal der Babylonier vorher verkündet. Und er konnte es verkündigen, weil er selbst dem kommenden Eroberer die Wege bereitet und die Völker vor ihm darniederwirft. Er ist der Allmächtige, der das Grösste und das Kleinste in der Welt geschaffen hat, der also nimmermehr in irgendwelchem Bilde verehrt werden darf.

Der Prophet weiss nun, dass der persische König auch höhere, reinere Glaubensanschauungen hat, als sie bei den Babyloniern zu finden waren; er weiss, dass Cyrus einen Gott des Lichtes und des Guten und einen Gott der Finsternis und des Bösen verehrt: da macht er den weltgeschichtlich grossartigen Versuch, den Perserkönig zu seinem israelitischen Glauben zu bekehren: der Gott Israels schafft das Licht und das Gute, bringt die Finsternis hervor und das Übel; Cyrus soll zu dem Glauben kommen und mit ihm die Bewohner seines weiten Reiches, dass ihm nur um Israels willen seine Siege gegeben sind, damit er Israel befreie und in sein Heimatland zurückkehren lasse. Schon Jesaja hatte ja den Glauben ausgesprochen, dass einst Ägypten und Assur dem Gotte Israels ihre Opfer darbringen würden, hier aber wird machtvoll daran gearbeitet, dass Israels Licht auch den andern Völkern leuchte. Thatsächlich hat das Wort des Propheten freilich nicht die Bekehrung des Perserkönigs zur Folge gehabt; aber es hat doch bewirkt, dass Cyrus dem Gott vom Himmel, der zu Jerusalem wohnt, zum Danke für seine Siege über die Völker in Jerusalem einen Tempel erbauen und zu diesem Zweck das Volk dieses Gottes in die alte Heimat zurückkehren liess.

Aber noch eine andere Gedankenreihe findet sich bei diesem letzten grossen Propheten: er schaut zurück in

die Vergangenheit, in den langen Kampf der Propheten für den Glauben an die Weltherrschaft des heiligen Gottes vom Sinai. Dieser Glaube ist jetzt die Kraft und die Lebensquelle der jüdischen Gemeinde; ihm verdankt sie ihre innere, durch Cyrus auch ihre äussere Selbständigkeit: aber die Propheten, die für diesen Gedanken gegen das kanaanitische und assyrisch-babylonische Heidentum kämpften, haben für sich selbst viel Herzeleid, allen Spott und Hohn, Verbannung, Martern und Tod davongetragen. Da tritt vor seine Seele das Bild des um der Sünde Anderer willen leidenden und doch noch im Tode verklärten und verherrlichten Gottesknechtes, durch dessen Dulden und Leiden viele das Leben gewonnen haben: „die Strafe lag auf ihm, auf dass wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt". Der Prophet spricht das im Rückblick auf die ganze Geschichte der Prophetie; die Gemeinde des Gekreuzigten weiss, dass er damit das Bild eines Grösseren vorahnend gezeichnet hat.

Die Rückkehr aus Babylon bezeichnet das Ende der israelitischen Prophetie. Der Kampf gegen Baalsdienst und Heidentum verstummt in der Gemeinde des Gesetzes. An die Stelle der Propheten treten die Schriftgelehrten, die in treuer, regelmässiger Arbeit ihr Volk zur Erfüllung des Gotteswillens erziehen.

Zweiter Vortrag.

Das jüdische Gesetz.

Der erste Psalm preist den Mann selig, der sich von den gottlosen Spöttern absondert, dagegen am Gesetze des Herrn seine Lust hat und über dieses Gesetz nachsinnt bei Tag und bei Nacht. Hier ist also die Treue gegen das Gesetz Gottes das Merkmal des frommen Israeliten; und was dieser erste Psalm sagt, das klingt nicht nur im Psalmbuch überall durch, sondern kehrt im Judentum überall wieder. Israels Stolz und Ruhm ist es, dass Gott ihm das heilige Gesetz gegeben hat; alle Sabbate wird Gottes Gesetz in den Schulen gelesen und erklärt; auf Schritt und Tritt bestimmt dieses Gesetz das Leben des einzelnen Israeliten; es schreibt ihm vor, was er essen und trinken, wie er sich kleiden, mit wem er verkehren darf, durch das Gesetz unterscheidet sich das Volk Gottes auf das klarste von allem heidnischen Wesen; der Gehorsam gegen das Gesetz ist jedenfalls das hervorstechende, augenfällige Merkmal der jüdischen Religion gewesen.

Freilich war er nicht ihr einziges Merkmal. Keine Religion kann in der Erfüllung irgend welcher Gottesgebote aufgehen. Mit der Erfüllung dieser Gebote muss sich immer irgendwie der Glaube verbinden, dass man durch solches Thun der Schwierigkeiten im

Leben Herr wird. Israel hält das Gesetz, um die Liebe seines Gottes sich zu bewahren; es will des Namens seines Gottes sich würdig erweisen, als das Volk des heiligen Gottes von den andern Völkern sich unterscheiden. Aber es vertraut auch darauf, dass Gottes Liebe und Treue sich einst herrlich an ihm offenbaren soll; wenn die Tage des Messias kommen, dann wird alles bis ins kleinste hinein erfüllt werden, was die Propheten von dieser glücklichen Zukunft Israels vorausgesehen und geweissagt haben. Der Hoffnung auf diesen goldenen Morgen getrösteten sich die Juden in der langen Nacht staatlicher Unselbständigkeit und Bedrückung. Der Eifer für das Gesetz ward wesentlich gesteigert durch den Glauben, Gott werde sich seines Volkes eher erbarmen, wenn es alles aus seiner Mitte wegräumt, was seinen heiligen Augen zuwider sein könnte.

Es war ja nach dem Urteil des späteren Juden nicht wunderbar, wenn der Gott Israels sich einstmals von seinem Volke scheinbar ganz losgesagt hatte, wenn er den in der Vorzeit mit Israel geschlossenen Bund durch eine harte Thatsache der Geschichte, die Wegführung in die babylonische Verbannung, für nichtig erklärte, da Israel selbst diesen Bund immer wieder gebrochen hatte. Als etwa 40 Jahre vor der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar König Josia von Juda das im Tempel gefundene Gesetzbuch des Mose gewaltsam zur Geltung brachte, da wurde nach den Vorschriften dieses Gesetzes in Jerusalem das Passah gefeiert, und es war kein Zweifel, dass das altheilige und immer gefeierte Frühlingsfest in solcher Weise überhaupt noch niemals begangen worden war, seit sich die Stämme Israels zu einem einheitlichen Staate zusammengefasst hatten. Und Ähnliches finden wir zur Zeit des Esra und Nehemia, als lange nach der ersten

Rückkehr der Verbannten und lange nach dem Wiederaufbau des Tempels die ganze Gemeinde in feierlichster Weise zur Erfüllung des Gesetzes sich verpflichtete. Auch jetzt wurde eines der grossen Jahresfeste nach den Vorschriften des Gesetzes begangen, es war das Laubhüttenfest; und wieder wusste man wohl: so war Laubhütten noch nie gefeiert worden, seit Israeliten im heiligen Lande wohnten. Also noch niemals bis Esra hatte Gottes Gesetz auch nur in Bezug auf die öffentliche Festfeier eine genaue Durchführung erfahren.

Davon zeugt jedes Blatt der älteren Geschichte Israels. Das Gesetz verbietet jedes Gottesbild, jeden Altar ausserhalb der Stiftshütte oder Jerusalems. Aber zum Dank für seinen Sieg über die Midjaniter errichtet Gideon in seiner Heimatstadt in Manasse über dem heiligen Felsen und unter der heiligen Eiche, da ihn der Herr zum Kampf gegen die Feinde aufforderte, Altar und Gottesbild; der Ephraimit Micha hat ein Gottesbild und Orakel mit levitischem Priester in seinem Hause im Gebirge Ephraim, es ist das Gottesbild, das später in der Stadt Dan hoch im Norden Palästinas einen Hauptanziehungspunkt für fromme Pilger bildete; der Seher Samuel in der Stadt Zuph in Benjamin spricht regelmässig den Segen bei den Opfermahlen, die auf der Höhe dieser Stadt gehalten werden; schon damals wallfahrtet man mit Opfergaben nach Bethel, wo Vater Jakob im Traume die Himmelsleiter geschaut und beim Erwachen den Stein, auf welchem er schlief, mit Öl gesalbt hatte. Saul wird unter Opfern zu Gilgal zum Könige Israels geweiht; auf dem Schlachtfeld, das er siegreich behauptet, errichtet er dem Herrn einen Altar; David erklärt in Bethlehem einem Opferfeste seines Hauses beiwohnen zu wollen; das Schwert des

Goliath hat er als Beute in den Tempel zu Nob gebracht, wo es hinter dem Gottesbild aufbewahrt wurde; ein Gottesbild im Hause Davids benutzt sein Weib Michal, um ihren Vater Saul bei der Flucht Davids zu täuschen; seine eigenen Söhne macht David später zu Priestern, obgleich er nicht dem priesterlichen Stamme Levi angehört; sein Sohn Absalom geht zu einer Opferfeier von Jerusalem nach Hebron. Im Tempel des Salomo standen zwei Bilder lebender Wesen im Allerheiligsten, die Kerube; reichlich waren Kerube, Löwen und Stiere in den Schnitzereien und den ehernen Kunstwerken des Tempels abgebildet; insbesondere trugen zwölf eherne Stiere das gewaltige Becken, das im Vorhof des Tempels stand; gegen das später gültige Gesetz, das nur Altäre aus Erde oder aus unbehauenen Steinen erlaubte, stand im salomonischen Tempel auch ein eherner Altar. Aber wir hören noch Schlimmeres, was nach dem Massstab des späteren Gesetzes ein schwerer Frevel war: in Jerusalem brachte man vor der ehernen Schlange des Mose bis zur Zeit König Hiskias regelmässige Weihrauchopfer dar, gerade wie in Bethel vor dem silbernen Stier bis zum Untergange des Reichs von Samarien. Und ausser dem Tempel des Salomo in Jerusalem gab es Altäre in allen Strassen Jerusalems und auf allen Höhen des Landes. Wenn der spätere Jude, der an die Geltung seines Gesetzes gewöhnt war, diese Thatsachen aus der älteren Geschichte seines Volkes betrachtete, dann konnte ihn die Zertrümmerung des alten Reiches und die Wegführung dieses Volkes aus dem Lande der Verheissung nicht in Erstaunen setzen; Gott musste den Frevel bestrafen, dass sein heiliges Gesetz nie beachtet worden war. Denn dieses Gesetz verbietet jegliches Bild eines Lebenden, verbietet jede Verehrung eines solchen Bildes, verbietet jedes Opfer an einer anderen Stätte, als in der Stiftshütte oder

an dem heiligen Orte, den Gott erwählt hat, beim Tempel des Salomo.

Und doch kann es nur Unkenntnis des Willens Gottes gewesen sein, wenn als Ausdruck frommen Dankes gegen Gott Gideon Gottesbild und Altar aufrichtet, Saul auf dem Schlachtfeld noch opfern lässt, David seine Kriegsbeute hinter dem Gottesbild von Nob verwahrt. Den Stein zu Bethel hatte nach altisraelitischer Überlieferung Vater Jakob selber geweiht, wie Abraham im Hain Mamre bei Hebron die Erscheinung des Herrn gesehen hatte; das eherne Schlangenbild, dem in Jerusalem Weihrauch verbrannt wurde, ward auf Mose selber zurückgeführt. Dazu kommt, dass keiner der älteren Propheten vor Jeremia auf ein geschriebenes Gesetz Gottes Bezug nimmt und dass uns in der Erzählung der Königsbücher ausdrücklich und mit aller Breite berichtet wird, dass erst im 18. Jahr des Königs Josia, d. h. im Jahre 621 v. Chr., ein Gesetzbuch des Mose im Tempel zu Jerusalem gefunden wurde. Und die Bestimmungen dieses Gesetzes hatten seit der Richterzeit niemals in Israel Geltung gehabt. Es gab also eine Zeit, wo das israelitische Volk noch nicht das Volk des Gesetzes war. Erst 621 v. Chr. beginnt es, durch eine gewaltsame Umgestaltung des bestehenden Gottesdienstes das Volk des Gesetzes zu werden.

Es lag in den Zeitverhältnissen, wenn gerade damals diese Umgestaltung vorgenommen wurde. Das gewaltige assyrische Reich, dem das kleine Juda seit etwas über hundert Jahren unterthan war, ging seinem Untergang entgegen. Ägypten hatte sich frei gemacht, die Skythen hatten vom innern Asien aus das ganze Gebiet der Assyrer in raschem Plünderungszug durchzogen; die

drei grossen Statthalterschaften, Lydien, Medien und Babylonien lauerten nur auf den günstigen Augenblick, um dem Vorgang Ägyptens zu folgen und das assyrische Joch abzuschütteln. Da war es auch in Juda möglich, an eine Beseitigung des assyrischen Götterdienstes zu denken, der seine Abzeichen sogar im Tempel des Salomo hatte. Das wurde damals als Anfang der Abschüttelung des Assyrerjoches empfunden, gerade wie viele Jahrhunderte später der grosse Aufstand der Juden gegen das römische Kaiserreich dadurch eingeleitet wurde, dass man die täglichen Opfer des Kaisers im Tempel zu Jerusalem einstellen liess. Aber mit der Beseitigung des assyrischen Götterdienstes allein war die Arbeit noch nicht gethan. Israel sollte sich wieder als Gottes Volk fühlen. Gerade den Assyrern gegenüber hatte sich Gott in der Zeit schwerster Bedrängnis unter König Hiskia als den allmächtigen Beschützer seines Heiligtums in Jerusalem kundgethan. Wie der Prophet Jesaja es vorhergesehen hatte, war das Heer der Assyrer über das ganze Land Juda hereingeflutet, alle andern Gotteshäuser waren in die Hand der Assyrer geraten; aber vor Jerusalem hatte Sanherib unverrichteter Dinge abziehen müssen. Damit war es vor jedermanns Auge deutlich, dass der Tempel des Salomo auf dem Berge Zion der Ort ist, den Gott zu seiner Wohnung erwählt hat. Auch war kein Zweifel, dass dieses Heiligtum von Anfang an rein israelitisch gewesen ist; die anderen Gotteshäuser im Lande waren freilich teilweise älter; aber in ihnen hatten schon die Kanaaniter, die Ureinwohner, ihren Göttern geopfert, und Sitten und Gebräuche kanaanitischen Heidentums hatten sich vielfach an diesen Orten erhalten. Diese fremden Sitten auszurotten war eine Aufgabe, der man sich jetzt nicht entziehen mochte, wo es galt, den seit den Zeiten der Debora

und wieder seit den Tagen des Propheten Elia gar oft gehörten Schlachtruf ertönen zu lassen: kein fremder Gott in Israel! Dazu hatten die Propheten jetzt seit mehr als hundert Jahren immer wieder betont, dass der Gott Israels an Recht und Barmherzigkeit mehr Gefallen habe als an Opfer, dass Unrecht und Festfeier nicht zusammenpassen, dass die vielen Altäre und Gottesbilder, die fröhlichen Wallfahrten und die üppigen Schmausereien und Gelage in den Heiligtümern nur den Sinn ablenken von dem rechten Wege der Frömmigkeit, die in Liebe und Treue gegen den Nächsten sich offenbare. Es schien also allen, die diese prophetische Predigt billigten, wünschenswert, wenn die Zahl der Gotteshäuser und Altäre im Lande möglichst verringert würde; die Gottesbilder hatten schon Hosea und Jesaja völlig verworfen; unter dem Eindruck der übermächtigen Grösse Gottes, der den Abzug der Assyrer von dem hart bedrängten Jerusalem durchgesetzt hatte, war schon König Hiskia dazu gebracht worden, die eherne Schlange des Mose und alle für ihn erreichbaren Gottesbilder in Juda zu zertrümmern; damit war die Entfernung der Altäre und die Vernichtung der Opferstätten unter Josia jedenfalls erleichtert, da die Stätte schon durch die Wegnahme des Gottesbildes in den Augen der Bevölkerung entweiht war, und ein etwaiges neues Gottesbild das aus grauer Vorzeit stammende alte in keiner Weise ersetzen konnte.

Damit standen die Grundzüge einer Neugestaltung des ganzen jüdischen Gottesdienstes fest: der Tempel des Salomo in Jerusalem sollte bestehen bleiben; er war die Stätte, die Gott augenscheinlich erwählt hatte; an ihm war der Sturm der Assyrer gescheitert. Aber auch er musste gereinigt werden von allem assyrischen und kanaanitischen Heidentum; der Gottesdienst sollte

im ganzen vereinfacht werden. Dagegen alle anderen Heiligtümer innerhalb und ausserhalb Jerusalems sollten gänzlich beseitigt sein; die Bevölkerung sollte zum Opferdienst nach Jerusalem kommen. So sollte zum erstenmal aus dem ganzen judäischen Volke eine einzige religiöse Genossenschaft werden, die um einen Altar sich scharte: so erreichte man zugleich eine viel straffere Zusammenfassung des ganzen Volkes. Eine Minderung der Zahl der Opfer und eine Steigerung der sittlichen Erziehung durch die Propheten war jedenfalls sofort in Aussicht genommen.

Die für die ganze spätere Religionsentwicklung entscheidende That wurde auf ein geschriebenes, im Tempel des Salomo gefundenes Gesetzbuch des Mose gegründet. Alljährlich kamen zu bestimmter Zeit Boten des Königs in den Tempel, um Geld abzuholen, das im Laufe des Jahres für Arbeiten an dem Tempel gesammelt war. Ihnen giebt 621 der Oberpriester Hilkia mit dem Gelde auch das im Tempel gefundene Buch. Es macht tiefen Eindruck: die ganze Vergangenheit Israels ist eine ununterbrochene Kette von Versündigungen gegen Gottes Willen. Eine Prophetin wird von dem König um Rat gefragt; sie mahnt ihn, mit den Worten des Gesetzbuches Ernst zu machen. Und so stark auch der Widerstand der Bevölkerung war, Josia führt das grosse Unternehmen durch; er begnügt sich nicht mit der Beseitigung der Altäre und Opferstätten in Juda; noch pilgern Israeliten nach den jetzt zum Assyrerreich gehörigen Altären Samarias; erst Josia zerstört und entweiht auch das uralte Heiligtum zu Bethel. Schwierigkeiten machte aber nicht bloss die Anhänglichkeit der Bevölkerung an ihre alten gottesdienstlichen Stätten, der völlige Bruch mit der uralten Anschauung, dass jedes Schlachten ein Opfern sein

müsse, dass das Blut jedes geschlachteten Tieres an einen Altar zu sprengen sei; da musste das Volk sich nun gewöhnen, das Blut des Geschlachteten auf die Erde zu giessen; — es war auch nicht bloss der Verlust der vielen Freistätten, die sich überall im Lande einem Verfolgten darboten: am Altar sollte niemand getötet werden, wenn er schutzflehend seine ausgebogenen Ecken gefasst hatte, es sei denn, dass seine Schuld ganz offenkundig war: jetzt wurden drei Orte im Lande bestimmt, welche dieses Schutzrecht besitzen sollten, freilich ein armer Notbehelf gegenüber dem früheren Reichtum; — es war auch nicht bloss die Versorgung der bisherigen Priester, die den Dienst an allen jetzt zerstörten Altären gehabt hatten, was Schwierigkeiten machte: sie sollten nach Jerusalem ziehn und von dem jetzt gesteigerten Einkommen des salomonischen Tempels ihren Unterhalt beziehen, auch wohl manche niedere Dienste verrichten. Freilich galt das nur für Priester aus dem Stamme des Mose, der ja schon bisher meistens, aber keineswegs ausschliesslich die Priester gestellt hatte; und die am Tempel des Salomo von alters her heimischen Priester weigerten sich, die fremden Ankömmlinge sich irgendwie gleichzustellen: das Darbringen der Opfer blieb ihr heiliges Vorrecht. Aber die grösste Schwierigkeit lag doch darin, dass mit der Wegnahme der Altäre die Bevölkerung ausserhalb Jerusalems zunächst gar keine gottesdienstliche Stätte mehr hatte. In Jerusalem und der nächsten Umgebung mochte man das weniger hart empfinden; da hatte man ja den Tempel des Salomo. Aber so klein das Reich Juda war; in Hebron war man doch z. B. schon weit genug von Jerusalem entfernt, um auch nur das Reisen zu den drei grossen Jahresfesten sehr beschwerlich und unter Umständen einfach unmöglich zu finden. Aber

gerade an solchen Orten hatten jetzt die Propheten erreicht was sie wollten; die Bevölkerung, die keine Opfer mehr feiern durfte, hörte dafür auf das Gesetz des Herrn: es eröffnete sich jetzt unmittelbar die Aussicht auf einen geistigen, opferlosen Gottesdienst in Gebet und Predigt. Durch diese ja freilich noch keineswegs ganz reinlich durchgeführten Gedanken — in Jerusalem bleibt ja der Opferdienst bestehen — erhebt sich doch das Volk von Juda mit einem Schlage über die ganze Welt des Altertums hinaus. Dem grossen Gottesgedanken der Propheten entspricht der bildlose, opferlose Gottesdienst.

Immerhin vermittelte das neue Gesetz zwischen den Wünschen der Propheten und den Wünschen des Volkes. So widersprachen ihm Propheten und widersprach ihm ein grosser Teil des Volkes. Jeremia will von diesem Gesetze nichts wissen: in der Wüste hat Gott seinem Volk nichts über Schlachtopfer und Brandopfer befohlen. Ebensowenig will sich das Volk seinen alten Gottesdienst nehmen lassen. Über die Zeit des Josia erzählen unsre Quellen nur wenig; nach seinem Tode blüht überall wieder der alte Gottesdienst, heidnischer wie israelitischer, auf. Und wie die gottesdienstlichen Satzungen, so werden auch die rechtlichen Ordnungen des neueingeführten Gesetzes nicht gehalten, in der Not durch die Babylonier entschliesst man sich einmal, israelitische Sklaven dem Gesetze gemäss im siebenten Jahr freizulassen; aber sobald die Not vorüber ist, holt man die eben freigelassenen Sklaven wieder ein. Da fällt Jerusalem in die Hände Nebukadnezars, und auch der Tempel Gottes in Jerusalem wird zerstört.

Aber das furchtbare Ereignis bricht nicht den Glaubensmut des Gottesvolkes. Ohne irgendwelchen äusseren Stützpunkt für seine Hoffnung zu haben, weiss der Prophet

Hesekiel doch, dass Israel in sein Land zurückgeführt werden wird, und im fernen babylonischen Land entwirft er, vierzehn Jahre nach der Zerstörung Jerusalems, ein bis ins Kleine hinein ausgearbeitetes Bild der künftigen Ordnung der Dinge, wie sie nach der Heimkehr der Verbannten zu Recht bestehen soll, ein freilich in der Hauptsache nur den Gottesdienst betreffendes Gesetz.

Ihm steht es vollkommen fest, dass inmitten der zwölf Stämme Israels, die dann in das heilige Land zurückgekehrt sein werden, in der Stadt Jerusalem der eine heilige Tempel sein wird, in dessen Allerheiligstem die Herrlichkeit Gottes wohnt. Kein fremder Tempelsklave, wie sie bis zur Zerstörung Jerusalems die niederen Dienste des Heiligtums verrichtet hatten, wird fernerhin hier zugelassen; nur das alte Jerusalemer Priestergeschlecht der Söhne Zadoks darf in dem Heiligtum opfern; nur die levitischen Priester, die früher draussen ihren Gottesdienst gehabt hatten, dürfen die niederen Dienste hier thun. — Der Palast des Herrschers darf nicht wie bisher in unmittelbarer Nähe des Tempels sein; darin spiegelt sich die gewaltige Änderung, die das jüdische Denken erfahren hat. Als der Tempel beim Königspalast hatte der Tempel Salomos zuerst höhere Bedeutung gewonnen; jetzt bedarf er die Nähe des Königspalastes nicht mehr; vielmehr wird sie als eine Entwürdigung empfunden. Für Hesekiel scheint das ganze künftige Israel mit seinem Fürsten nur um des Tempels willen da zu sein; die Masse, die Ordnungen dieses Tempels sind ihm vor allem wichtig. Man merkt sofort, dass hier der alte prophetische Gedanke von dem verhältnismässig geringen Werte des Opfergottesdienstes nicht mehr vorliegt. Ein heiliges, um Gottes Tempel geschartes Volk ist das Hoffnungsbild des Hesekiel.

Aber dieses Volk wird doch wieder vom Heiligtum möglichst ferne gehalten; wie nur die Söhne Zadoks, nicht einmal alle levitischen Priester Gott opfern dürfen, so soll kein nichtlevitischer Israelit an den Altar, kein Heide in das Heiligtum Gottes kommen; die Priester dürfen ihr heiliges Gewand nur im Innern des Heiligtums tragen; sie müssen für sich ein Sündopfer bringen, ehe sie dem Dienst am Heiligtum sich widmen; auch für das Volk müssen regelmässig wiederkehrende Sündopfer gebracht werden; der Gegensatz von heilig und unheilig, rein und unrein soll dem Volk vor allem eingeschärft werden.

Das ist doch nicht Rückkehr zu den fröhlichen Gottesdiensten der alten Zeit mit ihren lustigen, üppigen Opfermahlen, mit ihren festlichen Umzügen, da die Freude am Genuss in kindlicher Weise sich mit dem Gottesdienste verbunden hatte. Über diesem ganzen Bilde Hesekiels liegt ein strenger, erzieherischer Ernst: Gottes Volk soll ein heiliges Volk sein; wie sein Gott in seiner Mitte wohnt und doch wieder sich von ihm absondert, wie der Heilige vom Unheiligen, so soll Israel wohl in der Mitte der Völker wohnen, aber doch von ihnen geschieden sein als das reine Geschlecht gegenüber den unreinen Geschlechtern der Erde. Gerade dadurch, dass sich Gott von seinem Volk und Israel von den Heiden strenge absondern, geht ein Strom heilig reinen Lebens von Gott und Israel aus in die Welt: Hesekiel veranschaulicht diesen Gedanken in dem schönen Bild, dass zur Zeit der Wiederherstellung Israels die vom Tempel ausgehende Quelle zum gewaltigen Strome werden soll, der die Wüste Judas zu einem blühenden Garten und die schweren Wasser des toten Meeres in klare, von frischem, reichem Leben bewohnte Fluten verwandeln werde. Die

eigentlich sittlichen Gebote treten ja in diesem Gesetze Hesekiels zurück; der Prophet setzt sie als bekannt und von alters her giltig voraus. Er schildert einmal den rechtschaffenen Mann und zählt seine Merkmale auf; da nennt er uns zehn Gebote, nicht die, welche uns von Kindheit auf geläufig sind, aber doch solche, deren Forderungen sich inhaltlich auf das Gebot der Nächstenliebe zurückführen lassen; nur das vorangestellte erste Gebot wehrt den falschen Gottesdienst auf den Bergen und bei den Gottesbildern Kanaans ab.

Eins geht ja aus dieser Gesetzgebung Hesekiels deutlich hervor: er stimmt freilich mit dem Gesetzbuch des Mose durchaus überein, das durch König Josia zur Geltung gebracht worden war; aber er meint es nach vielen Seiten hin ergänzen zu müssen. Für Josia hatte es sich um die Reinigung eines bestehenden Heiligtums gehandelt; da musste mit Gegebenem gerechnet werden. Aber zur Zeit Hesekiels, als er dieses Zukunftsbild entwarf, da gab es kein Heiligtum mehr und kein Volk Israel im Lande Kanaan. Nicht durch menschliche Vermittlung, sondern durch göttliches Eingreifen hofft Hesekiel eine Neugestaltung seines Volkes zu erleben. So fallen für ihn alle Schwierigkeiten der ersten Einrichtung seines Gottesstaates weg. Er kann die künftige Ordnung des Gottesvolkes ganz und gar so zeichnen, wie sie seinen Wünschen sich darstellt.

Freilich nahmen sich nun die Dinge ganz anders aus, als die Möglichkeit der Rückkehr sich unter Cyrus thatsächlich darbot. Das war doch nicht die wundersame Wiederbelebung des toten Volkes, wie Hesekiel sie geschildert hatte. An eine Heimkehr der einst von Assur weggeführten Stämme des Reiches Israel war nicht mehr zu denken; sie hatten ja immer überall Altäre und überall

Gottesbilder gehabt: so wussten sie nichts davon, dass der Gott Israels nur in Jerusalem seine Opfer empfangen wolle; bei ihnen war auch die Anschauung wohl volkstümlich geblieben, dass im fremden Lande die fremden Götter walten: so beteten sie im Land der Assyrer die assyrischen Götter an. Von diesen Stämmen ist nicht mehr die Rede. Aber auch die Verbannten aus dem Reich Juda kehrten keineswegs alle in frohem Triumphzug, wie die Propheten sich das wohl vorgestellt hatten, zurück. Es waren nicht ganz 50 000 Seelen, allerdings vielleicht eine Auswahl aus sämtlichen weggeführten Geschlechtern, die sich zur Rückwanderung und Neuansiedelung in der verödeten Heimat entschlossen. Sie wurden von den Zurückbleibenden, auch von den königlichen Beamten mannigfach unterstützt; sie waren jedenfalls anfangs von einer hohen Begeisterung erfüllt; sie hegten den sicheren Glauben, der Gott, der das eine Wunder gethan und ihnen die Rückkehr jetzt ermöglicht habe, der werde auch weiterhin die Hoffnung der Propheten wahr machen und nach der Rückkehr sein herrliches Reich in Palästina aufrichten. Es kam anders.

Der Brandopferaltar wurde aufgerichtet, und die regelmässigen Opfer wurden wieder gebracht. Aber wozu sollte man einen Tempel bauen, da man doch kein Gottesbild in das Allerheiligste dieses Tempels stellen wollte? Alle früheren Tempel waren, in Israel wie bei den Heiden, nichts anderes als mehr oder weniger prunkvolle Schutzhütten für ein Gottesbild gewesen; ein Glaube, der keines Bildes der Gottheit mehr bedurfte, schien auch keines Tempels mehr zu bedürfen. Wohl aber bedurften die neuen Ansiedler zur Bestreitung ihrer ersten Einrichtung auf dem verödeten Boden reichlicher Mittel; es kam allerlei Unglück hinzu, der neuangepflanzte Boden

versagte den Ertrag: so dauerte es 17 Jahre, bis man wirklich den Bau des Tempels begann nach der Forderung zweier Propheten Haggai und Sacharja, die so den Zorn Gottes zu sühnen hofften, der über den neuen Ansiedlern zu liegen schien. In vier Jahren war der Tempel vollendet.

Nun war ja diese Gemeinde um des Tempels willen zurückgekehrt; die gottesdienstlichen Aufgaben waren für sie am wichtigsten. Massgebend war ihr jedenfalls das von Josia einst durchgeführte Gesetz; doch war man in der Zeit der Verbannung jeder Neigung zum Heidentum und zu kanaanitischem Bilderdienst so ferne gekommen, dass der Kampf dieses Buches gegen andere Götter und gegen die Opfer ausserhalb Jerusalems; die Bestimmungen über das Schlachten, wo nicht geopfert werden soll; auch die Einrichtung der Freistätten, nachdem die vielen Altäre zerbrochen waren, fast gegenstandslos erschienen. In der Verbannung hatte man sich auch an ein Leben ferne von Tempel und Altar schon gewöhnt; wie weit dabei der Wunsch der alten Propheten nach einer mehr sittlichen Regelung des Lebens sich Geltung verschafft hatte, lässt sich freilich in keiner Weise mehr feststellen. Einen klaren Einblick in die Verhältnisse der um Jerusalem wohnenden neuen Gemeinden erhalten wir erst durch die Massregeln des Esra und Nehemia.

Esra ist 458 v. Chr., Nehemia 445 aus dem Innern des persischen Reiches nach Jerusalem gekommen, beide mit besonderer Vollmacht des damaligen Königs Artaxerxes. Esra bringt über 1600 neue Ansiedler, dazu reiche Geschenke mit; seine eigentliche Absicht aber ist, die ganze, jetzt um den Tempel wohnende Judenschaft zu einer wirklich heiligen Gemeinde umzugestalten. Sofort nach seiner Ankunft beginnt er mit einem tief einschneidenden Unternehmen. Die neuen Ansiedler haben sich mit

der Bevölkerung, die sie im Lande vorfinden, ohne Scheu in zahlreichen Eheschliessungen verbunden; damit ist der Zweck der Ansiedelung, die Begründung eines heiligen Volkes um den heiligen Tempel Gottes, nach Esras Meinung vereitelt; er fordert und erzwingt die Lösung aller dieser Ehen, die Entlassung aller fremden Frauen mitsamt ihren Kindern. Aber damit gewinnt er sich Feinde. Gegen ihn stehen alle, die Weib und Kind entlassen sollen und im Fall der Weigerung aus der Tempelgemeinde ausgeschlossen werden; gegen ihn steht auch die fremde Bevölkerung des Landes, deren Töchter und Enkel so schnöde zurückgeschickt werden. Um sich gegen ihren Angriff zu wehren, lässt Esra die Mauern Jerusalems neu erbauen. Aber die Feinde erreichen vom König ein Verbot dieser Neubefestigung einer von alters her gefährlichen Stadt; sie kommen mit Heeresmacht heran und zerstören die Mauern.

Da lässt sich der jüdische Mundschenk des Perserkönigs Nehemia vom König die Erlaubnis geben, die zerstörten Mauern seiner Vaterstadt wieder aufzubauen und führt dies trotz mancherlei Hemmnisse in verhältnismässig kurzer Zeit durch. Aber in Jerusalem herrscht noch andere Not. Eine gewaltige Schuldenlast drückt einen Teil der Bevölkerung. Die einen haben ihre Kinder, die andern ihre Felder, Weinberge und Häuser, wieder andere zuerst den Grundbesitz, dann ihre Kinder hingeben müssen, um den eignen Lebensunterhalt zu bestreiten, und nun wissen sie doch nicht die Steuer für den König aufzubringen. Da setzt Nehemia einen allgemeinen Schuldenerlass durch, wie er auch in Griechenland und Rom mehrfach durchgeführt werden musste. Nehemia selbst thut alles was er kann, um persönlich niemandem beschwerlich zu fallen und die Not seines Volkes zu er-

leichtern. So sichert er den äussern Bestand der Ansiedlergemeinde.

Dann aber geht er mit Esra gemeinsam an das Werk, diese neue Gemeinde auf das heilige Gesetz Gottes in feierlichster Weise zu verpflichten. Eine grosse Versammlung der ganzen Gemeinde wird ausgeschrieben; vor ihr verliest Esra, auf hohem Stuhle stehend, von frühmorgens bis mittags das Buch des Gesetzes des Mose; unter dem Volke stehen die Leviten, die in den Pausen seines Vortrags die einzelnen Gebote näher erklären. Aber das Volk freut sich dieses Gesetzes nicht, weil ihm eine schwere Last aufgebürdet wird. Am folgenden Tag setzt Esra seine Vorlesung in dem engeren Kreise der Vornehmen fort. Da findet man die Bestimmung über das Laubhüttenfest. Ihr gemäss wird dieses Fest acht Tage hindurch in einer Weise gefeiert, wie es nie zuvor in Israel gefeiert worden war; namentlich die Feier eines achten Tages ist neu. Nachdem sich so die Gemeinde bei der Festfeier des Gesetzes gefreut hat, wird sie am 24. Tisri (d. i. etwa Anfang Oktober) 444 v. Chr. nach ernstem Bussgebet durch heilige Eidschwüre auf das neue Gesetz verpflichtet; eine Urkunde darüber wird von allen Familienhäuptern, Nehemia voran, unterzeichnet.

Die Bedeutung dieses Tages kann kaum überschätzt werden. Die Durchführung des Gesetzes unter Josia war eine Gewaltthat des Königs, der von sich aus die Altäre auf den Höhen beseitigte und dem Volk seine gottesdienstlichen Stätten nahm. So hatte schon früher König Hiskia die Gottesbilder in den öffentlichen Heiligtümern zertrümmert. Das Volk von Juda hatte beides leidend ertragen. Aber zur Zeit Esras verpflichtet sich die ganze, freilich viel kleinere Gemeinde der aus der Verbannung Zurückgekehrten zu rein persönlicher, strenger

Treue gegen ein recht ausführliches, das Leben des Einzelnen eng umschnürendes Gesetz. Wer dieses Gesetz nicht anerkennt, soll sich zu dieser Gemeinde nicht rechnen. Seit 444 v. Chr. ist Israel das Volk des Gesetzes geblieben. Die jüdischen Schriftgelehrten aller folgenden Zeiten berufen sich auf die Männer der grossen Versammlung als die eigentlichen Begründer des Judentums; die ganze religiöse Entwicklung Alt-Israels erhielt mit dieser feierlichen Verpflichtung auf das heilige Buch ihren Abschluss; ein neuer Tag bricht für die Religionsgeschichte mit diesem entscheidenden Augenblick an.

Doch in der Geschichte ist niemals eine Entwicklung ganz zu Ende; auch das Judentum war mit dieser Verpflichtung der Gemeinde auf das Gesetz des Esra nicht einfach fertig. Man verpflichtete sich auf das Gesetz des Mose; dieses Gesetz hatte schon Josia durchführen wollen; dieses Gesetz hatte jetzt Esra vorgelesen. Aber die Festfeier war zu Josias Zeiten anders, als sie jetzt nach dem von Esra verlesenen Gesetzbuche sein sollte. Das Buch des Josia hatte man seit der Auffindung in dem Tempel nicht mehr verloren; aber das durch Esra eingeführte Gesetzbuch brachte ganz neue Bestimmungen, die man bis Esra noch gar nicht gekannt hatte. Nun stellte man nicht etwa das eine Gesetzbuch gegen das andere zurück; man wusste sich auf den Willen des Mose verpflichtet; und die fromme Gewissenhaftigkeit scheute sich, um der einen Aufzeichnung willen die andere für ungültig zu erklären. So kam es, dass nach der Zeit Esras alles das zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt wurde, was irgendwo in der jüdischen Welt als das Gesetzbuch des Mose zu finden war; und der Jude der späteren Zeit bezog die feierliche Verpflichtung auf das

Gesetz nicht etwa auf das Buch des Josia oder auf das Buch des Esra, sondern auf das umfassende Gesamtwerk, in welchem alle diese Aufzeichnungen verbunden sind, die fünf Bücher Mose.

Dieses heilige Gesetzbuch des Judentums spiegelt also die angestrengte Arbeit wieder, die mehrere Jahrhunderte hindurch auf die Erkenntnis des göttlichen Willens verwandt wurde. Es trägt nicht mit Unrecht den Namen des Mose: durch Mose hatte Israel einst am Sinai seinen Gott kennen gelernt, den Gott, dessen Volk zu sein es seitdem sich rühmte, der Israels Sitten und Bräuche heiligte, der die Wohlfahrt und das Recht seines Volkes schützte; auf Mose führten sich die wichtigsten Priestergeschlechter schon in Alt-Israel zurück, und so galten die Rechtsordnungen, die von den Heiligtümern des Landes ausgingen, als Weisungen Moses; aber auch die Propheten sahen in Mose ihren grossen Vorgänger, und auch sie betrachteten gern ihre Forderungen als die Auslegung seines Willens.

So sind in dem jüdischen Gesetz, wie es zuletzt für alle Zeiten feste Gestalt gewonnen hat, die verschiedenen Stufen der israelitischen Religion wiederzuerkennen. Neben der grossen Vorstellung von dem allmächtigen Gott, der durch sein blosses Wort Himmel und Erde schafft, begegnet uns die sagenhaft volkstümliche Anschauung von dem Herrn, der die Kühle des Abends in seinem Garten geniessen möchte; neben dem strengen Verbot, irgend etwas Lebendes im Bilde, besonders in einem gegossenen Bilde, darzustellen, steht die auf alter Überlieferung ruhende, freilich wegen der Nachbarschaft des genannten Verbotes doch etwas abgetönte Erzählung von der Herstellung eines ehernen Schlangenbildes durch Mose. Neben der Forderung, nur an dem einen von Gott er-

wählten Orte zu opfern, steht noch die alte Weisung, an jeder Stätte, da Gott sich finden lassen will, einen Altar aus Erde oder unbehauenen Steinen zu errichten. Hier wird die heilige Säule beim Altar untersagt; dort richtet Mose selbst zwölf solche Säulen bei einem Altare auf; hier wird der Schuldenerlass auf das siebente, dort nur auf jedes fünfzigste Jahr in Aussicht genommen. Der Scharfsinn jüdischer Schriftgelehrten bewährte sich später in Zurechtlegung solcher Schwierigkeiten im Gesetze Gottes; eine freilich nicht immer gleichbleibende Gewohnheit entschied über das, was im Leben thatsächlich galt, und durch die Aufnahme der älteren Gesetzesaufzeichnungen neben den jüngeren hat sich auch das spätere Leben unter dem Gesetz doch das Recht auf manche volkstümliche Sitte und Anschauung bewahrt, die bei einseitiger Regelung des Lebens nach Esras Gesetzbuch für immer verloren gewesen wäre.

Es ist durch die ernste gelehrte Arbeit des verflossenen Jahrhunderts heute noch möglich, nicht bloss das Gesetzbuch König Josias und das Gesetzbuch des Esra, sondern noch ausserdem zwei Darlegungen des mosaischen Gesetzes aus dem grossen uns überlieferten Sammelwerke herauszuschälen, so dass sich in der Reihenfolge dieser Gesetzbücher die ganze Arbeit des Volkes Israel an der Erkenntnis des Gotteswillens darstellt. Da finden sich zwei grosse Werke, die zwar jetzt durchaus ineinander geflochten sind, aber sich leicht voneinander unterscheiden lassen: beide erzählen die Geschichte der Welt von der Schöpfung bis zum Einzug Israels in das heilige Land. Das ältere, volkstümliche berichtet in schlichter Sage, wie Gott der Herr den Vätern des Volkes an all den heiligen Orten erschien, wo ihm später Altäre gebaut waren; es nimmt an den vielerlei

Orten der Gottesverehrung keinerlei Anstoss; es verwirft zwar gegossene, aber nicht die älteren, aus Holz geschnitzten Bilder; in seiner Gesetzgebung spiegelt sich die alte Sitte des Volkes Israel wieder. Ganz anders das jüngere, inhaltlich wohl nach diesem Vorbilde eingerichtete Werk: das betont überall den hehren Gottesgedanken des späteren Judentums; es verwirft alle Bilder als Gottes unwürdig; im Heiligtum ist der Mittelpunkt des ganzen Volkes schon während des Wüstenzugs; nur an dem einen Orte durfte schon damals Gott geopfert werden. Der ganze Tempeldienst, bis auf die Kleider der Priester hinaus, wird peinlichst bestimmt. Dieses Werk ist an sichern Merkmalen als das Gesetzbuch des Esra zu erkennen. Doch hatte schon Esra in dieses Buch eine Darstellung der Rechtsordnungen Israels aufgenommen, die jedenfalls auch für sich ein besonderes Ganze bildet. Sie ist gekennzeichnet durch den in ihr immer aufs neue betonten Gedanken, dass Gott heilig ist, und dass deshalb auch sein Volk heilig sein soll: wie Gott von der Welt, so soll Israel von den Völkern geschieden sein. Diese drei Werke sind also enge ineinander gearbeitet; dagegen das zuerst eingeführte Gesetzbuch des Josia litt eine solche Eingliederung in ein späteres Werk nicht ebenso gut. Der Verfasser des Sammelwerkes hat es deshalb als Anhang hinzugefügt. Mose erinnert noch einmal vor seinem Abschied sein Volk an das früher gegebene Gesetz. Das Gesetzbuch des Josia eignete sich besonders zu dieser letzten Mahnung vor dem Betreten des heiligen Landes, weil in ihm ja besonders zur Zerstörung der fremden Heiligtümer gemahnt wird, die man im Lande vorfinden werde.

Nun sind ja jedem unter uns gewisse Einzelheiten der jüdischen Gesetzgebung bekannt; wir pflegen da leicht

sehr rasch zwischen Wertvollem und Wertlosem zu unterscheiden; wir erklären, dass das Sittengesetz des Alten Testamentes, wie es etwa in den Zehn Geboten oder im Gebot der Gottes- und Nächstenliebe sich uns darstellt, für uns verbindlich sei, dass dagegen das Ceremonialgesetz, also die mancherlei Verordnungen über Opfer, Speisen und Waschungen zum Vergänglichen im Alten Testamente gehören. Das ist ja fraglos richtig; nur kennt das Alte Testament selbst diese Unterscheidung von Sittengesetz und Ceremonialgesetz nicht. Es liegt im Wesen jeder Gesetzesreligion, dass sie das Gebot nur als zwingende Willensäusserung der Gottheit schätzt und einen Unterschied zwischen den einzelnen Forderungen nicht zulässt. Allerdings hatten die grossen Propheten schon einen höheren Standpunkt erreicht, wenn sie Treue und Liebe über die Opfer stellen. Ganz vergessen war dieser Gedanke auch später nicht; doch findet sich bei den Schriftgelehrten viel häufiger die umgekehrte Ansicht, die rein gottesdienstlichen Gebote stünden über dem Sittengesetz.

Das Gesetzbuch des Mose enthält in allen seinen Teilen eine Reihe von Geboten, die nur als Reste eines abgestorbenen früheren Glaubens verständlich sind. So verbietet schon das älteste Gesetzbuch, das Böcklein in der Milch seiner Mutter zu kochen oder von Tieren Zerrissenes zu geniessen; das Gesetzbuch des Josia nennt eine wohlgeordnete Reihe unreiner Tiere, es verbietet als Sünde gegen Gott, Verschiedenartiges zusammenzupflanzen, Rind und Esel an einen Pflug gleichzeitig zu spannen, ein aus Wolle und Leinen zugleich gewirktes Kleid zu tragen; das von Esra in sein Werk eingegliederte Rechtsgesetz fügt zu dem allem noch die Bestimmung hinzu, man dürfe die Frucht eines jungen

Baums erst im fünften Jahr ernten. Alle diese Bestimmungen haben ja vielleicht eine gewisse innere Berechtigung; heilige Gottesgebote sind sie doch nur, weil sie zur uralten Sitte Israels gehören. Gerade im Festhalten an solcher jedenfalls nicht leicht und nicht allgemein verständlichen Sitte glaubt gar oft der Gehorsam gegen Gott sich bethätigen zu können. Ohne einen entschlossenen Bruch mit dem alten Herkommen ist ein langsames Absterben solcher Gewohnheiten nicht zu erwarten.

Anders steht es mit den eigentlich gottesdienstlichen Geboten. Das älteste Gesetzbuch kennt überall Altäre und geschnitzte Gottesbilder; ein Gottesbild ist in jedem Haus, ein Orakel Gottes überall leicht zu erreichen. Alle Erstgeburt, auch die menschliche, gehört dem Herrn. Ganz anders das Buch des Josia. Es erlaubt nur das Opfer an einem Ort; es fordert nur die Erstgeburt von Rindern und Schafen für den Herrn; es will nicht bloss die Bilder, sondern ebenso auch die heiligen Bäume und heiligen Säulen an den Altären entfernt wissen. In dem Gesetzbuch des Esra kommen zu den drei alten Jahresfesten Israels bei Beginn und bei Schluss der Getreideernte und bei der Herbstlese noch zwei besondere Festtage hinzu: der Neujahrstag oder das Posaunenfest und der grosse Versöhnungstag: beide sollten wohl ursprünglich auch an die Durchführung des Gesetzes durch Esra, die eben in diese Jahreszeit fiel, erinnern. Aber der grosse Versöhnungstag, der jetzt eingeführt wird, veranschaulicht auf das deutlichste den gewaltigen Abstand der ernsten neuen Frömmigkeit gegenüber der ungezwungenen Fröhlichkeit der altisraelitischen Gottesdienste. Auf diesem Gebiet ist also eine lebendige Entwickelung zu beobachten, die mit der Zerstörung des Tempels durch die Römer noch eine ganz entscheidende Wendung erfahren musste.

In andrer Weise sehen wir das Recht des Hauses sich allmählich verändern. Das älteste Gesetzbuch schützt die Ehre der Eltern, die Ehre der unverheirateten Tochter; es fordert aber auch, dass jede Sklavin als Nebenfrau des Hausvaters gelte. Das Buch des Josia schränkt das Recht der Eltern über Leben und Tod der Kinder ein, es schützt die Ehe vor Ehebruch, aber auch vor leichtfertiger Lösung, indem es eine feste Form der Ehescheidung vorschreibt und für einen bestimmten Fall jede Ehescheidung untersagt. Die Ehre der unverheirateten Tochter wird noch strenger als in der früheren Gesetzgebung geschützt, auch das Recht des Erstgeborenen gegenüber dem Sohn einer Lieblingsfrau wird gewahrt. Das von Esra durchgeführte Gesetz endlich bestimmt eine Reihe von Verwandtschaftsgraden, bei denen eine Eheschliessung verboten ist; es verbietet auch die Ehe mit Nichtisraeliten. Hier ist ein stufenweiser Fortschritt in besserer Ordnung der häuslichen Verhältnisse nicht zu verkennen; auch die Rücksicht auf religiöse und nationale Übereinstimmung hat bei Begründung eines Hausstandes gewiss ihr Recht.

Das Eigentumsrecht ist von Anfang an scharf bestimmt; eine Entwicklung lässt sich darin kaum nachweisen. Wohl aber zeigt sich eine solche hinsichtlich der dem Eigentumsrecht verwandten Gebiete des Schuldrechtes und der Armenpflege. Nach dem ältesten Gesetz soll dem Armen keinerlei Zins abgenommen, sein als Pfand gegebenes Kleid für die Nacht zurückgegeben werden; nach dem Buch des Josia soll zwar vom Ausländer, nicht aber vom Israeliten Zins genommen werden, und jedes siebente Jahr soll für den israelitischen Schuldner einen Schuldenerlass bringen; in dem Rechtsbuch des Esra wird der Versuch gemacht, diesen Schuldenerlass nur für das fünfzigste Jahr festzusetzen, aber auch hier

mit der Einschärfung, dass kein Zins genommen werden dürfe. Das waren gewiss schöne, aber sehr strenge Bestimmungen, die bald vielfach umgangen wurden.

Fürsorge für den Armen zeigt das älteste Gesetzbuch, indem es ihm den Ertrag jedes siebenten Jahres zuweist: allerdings ist da der Boden nicht bebaut worden. Sonst soll auch dem Armen immer sein Recht gewahrt bleiben. Viel weiter geht das Buch des Josia, das geradezu den Grundsatz aufstellt: es soll unter dir kein Armer gefunden werden. Zu dem Zweck bestimmt es, dass jedes dritte Jahr ein Zehntel des Ertrages der Felder ausser den Leviten den Fremdlingen, Witwen und Waisen zukomme; und bei jeder Ernte soll für die Armen etwas übrig bleiben. Darüber geht auch das Buch des Esra nicht hinaus.

Diese Bestimmungen setzen vielfach ein gemeinsames Wohnen Israels im eigenen Lande voraus; sie mussten teilweise hinfällig werden, als das Volk Gottes aufhörte, eine zusammenlebende Nation zu bilden. Freilich half dieses Gesetz auch mächtig dazu, das jüdische Volk über den Zusammenbruch seines Staatswesens hinaus in seiner Eigenart zu erhalten, und die verstreuten jüdischen Gemeinden haben sich gerade zum Zweck der Erhaltung ihrer Eigenart immer wieder bemüht, die einzelnen Forderungen ihres Gesetzes möglichst genau zur Durchführung zu bringen.

Aber daneben bildete sich doch auch schon frühe die andere Richtung aus, die gewisse leitende Grundsätze im Gesetze suchte und mehr nach diesen als nach den mancherlei Einzelbestimmungen das Leben ordnen wollte. Es ist nicht zufällig, dass gerade das Gesetzbuch des Esra und wieder die Zusätze dessen, der das grosse Sammelwerk zu einem Ganzen verbunden hat, also die

spätesten Teile des Gesetzbuchs auch solch allgemeine Grundsätze darbieten, wie man sie in den früheren Teilen vergebens sucht.

Im Gesetzbuch des Esra steht mitten unter den besonderen Forderungen der Satz: „Du sollst gegen Deinen Bruder nicht Hass im Herzen tragen, sondern sollst Deinen Nächsten offen zur Rede stellen, damit Du nicht seinethalben Sünde auf Dich ladest. Du sollst nicht rachsüchtig sein und ihm das Böse nicht nachtragen, sondern Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst: ich bin der Herr.“ Die Besonderheit dieses Wortes im Ganzen des jüdischen Gesetzbuchs ist in vorchristlicher Zeit kaum bemerkt worden. Dagegen hat das Judentum schon frühe ein anderes Gebot aus dem Ganzen seines Gesetzbuches als eine Art Glaubensbekenntnis herausgehoben und durch Aufnahme in das regelmässige Morgen- und Abendgebet über alle anderen Gebete gestellt. Es ist der Spruch: „Höre Israel, der Herr Dein Gott ist ein einiger Gott, und Du sollst lieben Gott, Deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und aus aller Deiner Kraft.“ Die Innigkeit, mit der hier der einzelne Israelit seinem Gott verbunden erscheint, sticht wesentlich ab von der Äusserlichkeit der übrigen im Gesetzbuch enthaltenen Forderungen. Nun gehört aber dieses Gebot der Gottesliebe zweifellos zu den spätesten Aufstellungen des Gesetzes. Es gehört unter die Zusätze, welche bei dem Zusammenarbeiten der älteren Gesetzbücher zu einem einheitlichen Ganzen erst hinzugefügt wurden. Aber dieser Zusatz lehrt, dass sich schon das vorchristliche Judentum auf der Bahn aus dem Satzungswesen heraus dem Ziele einer einheitlichen Lebensgestaltung entgegenbewegt hat.

Wir können das noch an einem anderen, nicht minder wichtigen Punkte beobachten. Zweimal werden in dem

grossen Gesetzbuch mit höchster Feierlichkeit die uns geläufigen zehn Gebote Gottes verkündigt; das erste Mal ruft sie Gott der Herr selbst vom Sinai herab, das andere Mal schärft sie Mose vor seinem Abschiede seinem Volk ins Gewissen. Aber dazwischen wird doch ein merkwürdiger Vorgang erzählt. Als Mose von dem heiligen Berge herabstieg, zerbrach er im Schrecken über die Abgötterei des Volkes die heiligen Gesetzestafeln, auf denen die von Gott selbst verkündeten Gebote standen. Doch Gott will darum seinem Volk das Gesetz nicht entziehen. Er weist Mose an, neue Tafeln herzustellen und sagt ihm was er darauf schreiben soll. Es sind wieder zehn Gebote, aber andere, als die uns bekannt sind. Sie entsprechen den Forderungen des ältesten Gesetzbuchs. Verlangt wird auch schon hier, dass nur Gott verehrt, und dass der Sabbat geheiligt werden solle; aber anstatt des allgemeinen Bilderverbotes ist nur das gegossene Bild untersagt; Gott verlangt für sich alle Erstgeburt; jedes siebente Jahr soll der Boden nicht bebaut werden; die drei regelmässigen Erntefeste werden angeordnet; alle Männer Israels sollen dreimal jährlich vor dem Herrn erscheinen. Weitere Gebote handeln von der Darbringung des Opfers und wiederholen die alte Bestimmung, dass man ein Böcklein nicht in der Milch seiner Mutter koche. Diese zehn Gebote berühren also das Zusammenleben der Menschen kaum; gerade darin unterscheiden sie sich von den anderen, vorher und nachher eingeschärften zehn Geboten, die uns von Kind auf geläufig sind. Unter diesen ist nur ein einziges streng religiöses Gebot, das Gebot Gott allein zu verehren. Das wird sichergestellt durch die Verwerfung jeglichen Bilderdienstes und näher erklärt durch das Verbot des Missbrauchs des Gottesnamens zur Zauberei. Aber schon das Sabbatgebot wird

zurückgeführt auf die Pflicht des Hausvaters, den Hausgenossen eine regelmässige Erholung von der Arbeit zu gönnen; und die weiteren sechs Gebote haben ganz ohne Frage das eine Ziel, das Recht des Andern gegenüber der natürlichen Selbstsucht zu wahren. Nun lässt ja das Gesetzbuch keinerlei Zweifel, dass ihm diese letzte Reihe der zehn Gebote allein massgebend ist; wir wissen auch sicher, dass das spätere Judentum nur diese Gebote als die zehn Grundgebote hat gelten lassen. Man wollte also nicht verschweigen, dass auf alten heiligen Gesetztafeln andere als diese Gebote standen; aber diese anderen Gebote hatte Gott im Zorn über die Abgötterei seines Volkes gegeben. Wir aber sehen auch hier, dass in der Gesetzgebung Israels sich allmählich eine höchst bedeutsame Entwicklung vollzogen hat: an die Stelle der rein gottesdienstlichen tritt mehr und mehr eine sittliche Frömmigkeit. Scheinbar lässt sich ja dagegen einwenden, dass das Gesetzbuch des Esra weit mehr Bestimmungen über Tempel und Opfer enthält als eine der früheren Aufzeichnungen. Aber dem steht entgegen, dass sich alle diese Bestimmungen nur auf den einen Tempel zu Jerusalem bezogen, und dass die Judenschaft im ganzen von allen diesen Bestimmungen doch verhältnismässig wenig berührt wurde. Aber die Liebe zu Gott, die Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Treue gegen die Mitmenschen waren Forderungen des Gesetzes, die Tag für Tag in ununterbrochener Geltung bestehen sollten, die in den mancherlei Nöten des Lebens und gegenüber den mancherlei Schwierigkeiten, die das Zusammensein mit Andern jedem bereitet, thatkräftig durchgeführt werden mussten. Hier war also die Pflicht ernster Selbsterziehung gegeben.

Zu solcher Selbsterziehung weiss sich der Einzelne freilich durch Vorschriften am wenigsten angetrieben.

Ein lebendiges Vorbild wird hier immer weit förderlicher sein. Im jüdischen Gesetzbuch stehen so gar mancherlei Verordnungen nebeneinander, die alle an sich als Gottesgebote gleiche Geltung beanspruchen: so mag der Einzelne nur sehr schwer das herausfinden, was für seine eigene Lebensgestaltung von besonderer Wichtigkeit ist. Da erschien es schon dem vorchristlichen Judentum höchst bedeutungsvoll, dass das Gesetz nicht bloss den Willen Gottes in einzelnen kurzen Sätzen enthielt, sondern auch in den Erzählungen von den Erzvätern und von Mose Idealgestalten des Judentums zeichnete, an denen spätere Geschlechter sich bilden und eine lebendige Anschauung des Guten gewinnen konnten.

Freilich, von Hause aus entsprachen auch diese Gestalten den Wünschen sehr wenig, mit welchen man an sie herantrat. Nicht nur die Erzählung von Jakob zeigt ihn als hinterlistigen und betrügerischen Charakter; selbst Abraham scheut sich nicht vor einer Lüge und vor einem Ausweg, der in den Augen jedes frommen Juden verwerflich war. So finden wir am Ende der langen Entwicklung, durch welche das jüdische Gesetz entstanden ist, ganz deutlich eine zwiefache Sehnsucht ausgeprägt: die Sehnsucht aus dem Vielerlei des Gesetzes heraus nach einem einheitlichen, das ganze Leben bestimmenden Ideal, und weiter die Sehnsucht nach einer wahrhaft grossen und reinen Persönlichkeit, deren machtvolles Vorbild imstande ist, andere in das neue Leben nach diesem Ideale einzuführen. So ist auch hier das Alte Testament eine Weissagung.

Dritter Vortrag.

Das Jahrhundert Jesu Christi.

Das Evangelium, das von alters her in der Kirche am ersten Weihnachtstage verlesen wird, beginnt seine Erzählung von der Geburt Jesu Christi mit den Worten: „es begab sich, dass ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging, dass alle Welt geschätzet würde. Und diese Schatzung — geschah zu der Zeit, da Cyrenius (Quirinius) Statthalter in Syrien war. Da machte sich auch auf Joseph aus der Stadt Nazareth in Galiläa, — auf dass er sich schätzen liesse.“ Schon in diesen drei Sätzen ist ein ziemlich deutliches Bild der politischen Verhältnisse gegeben, unter denen das Christentum zuerst in die Welt getreten ist: das Gebot eines Kaisers gilt aller Welt und somit auch den unter dem Statthalter Syriens stehenden Juden Palästinas.

Zwar reichte der Blick des jüdischen Volkes durch uralte geschichtliche Erinnerungen und durch eindrucksvolle Erlebnisse der letzten Jahrzehnte über den Euphrat, die Grenze der römischen Welt im Osten, hinaus: im Jahr 40 v. Chr. hatten die Parther mit Heeresmacht den Euphrat überschritten und ganz Kleinasien und Syrien in raschem Zug überschwemmt; sie hatten in Jerusalem einen König eingesetzt, und es hatte drei Jahre gedauert, bis sie wieder vollständig über den Euphrat

zurückgedrängt waren: Aber so viele Juden auch jetzt noch in Babylonien wohnten, und so glücklich sich ihre Verhältnisse auch vielfach in dem Lande gestalteten, aus dem nach uralter Überlieferung Vater Abraham einst in Palästina eingewandert war: — die Juden des römischen Reiches sahen doch in den Parthern nur die gefährlichen Feinde der Welt, in welcher sie lebten; vom Euphrat her kommen nach damals mehrfach ausgesprochener jüdischer Erwartung die verderblichen Gewalten, die alles Bestehende umstürzen und verwüsten, ehe Gott in wunderbarer Weise sein Reich aufrichtet.

Gewiss hat diese Anschauung in vielhundertjährigen Erfahrungen Palästinas ihren guten Grund: vom Euphrat her waren vor Jahrhunderten die Assyrer, die Skythen, die Babylonier und neuerdings also wiederum die Parther gekommen. Aber auch aus dem Westen von Europa her waren Eroberer durch Palästina gezogen, erst die Griechen und jetzt die Römer; gegen das Griechentum hatten die Juden einen furchtbaren Kampf kämpfen müssen, als der griechische König Syriens den unbedachten Versuch machte, den ernsten, bildlosen Gottesdienst Israels durch den farbenprächtigen, bilderreichen griechischen Gottesdienst zu ersetzen. Auch die römische Weltmacht erscheint den Juden später als der Inbegriff alles widergöttlichen Wesens, seitdem der Kaiser Gajus (Caligula) die Verehrung seines Bildes von den Juden gefordert hatte, seitdem Palästina der Habsucht römischer Ritter zur Beute gefallen, und besonders seitdem in dem Verzweiflungskampf des für Glauben und Freiheit fechtenden Volkes der Tempel zu Jerusalem untergegangen war. Aber zur Zeit Jesu ist der Widerspruch gegen Rom noch nicht so kräftig entwickelt; das vorherrschende Gefühl des Juden dieser Weltmacht gegen-

über ist damals noch keineswegs Hass und Abscheu, viel eher eine stark empfundene Hochachtung vor dem Geiste der Ordnung und des Friedens, der von Rom ausgeht.

Gegenüber den jämmerlichen Zuständen des zusammenbrechenden syrischen und ägyptischen Reiches hatte man das kraftvolle Auftreten Roms in Vorderasien als eine segensvolle Erscheinung begrüsst. Es war ja doch nicht bloss eine schöne Redensart, wenn die römischen Eroberer die Unterwerfung der Völker als ein Friedestiften unter diesen Völkern zu bezeichnen liebten. Pompejus und Cäsar haben thatsächlich unter den östlichen Völkern durch ihr Machtwort einen vorher lang vermissten Friedenszustand geschaffen; nach langen verhängnisvollen Wirren haben sie einen Zustand der Ordnung und des Rechtes begründet. Darum haben die Juden Cäsars Ermordung bitter beklagt; in dem Bürgerkrieg, der dieser Ermordung folgte, fürchteten auch die Juden den Untergang des durch Cäsar geschaffenen glücklichen Zustands; sie fürchteten den Zerfall des grossen Reiches, und sie wären die ersten gewesen, die um diesen Zerfall trauerten. Sie wussten was sie Rom zu verdanken hatten.

Von den Säulen des Herkules bei der Strasse von Gibraltar bis zum Euphrat im Osten, von den Mündungen des Rheins bis zu den Nilkatarakten, das weite Becken des Mittelmeers mit einem breiten Saum der es rings umschliessenden Länder — dieses grosse, umfassende Gebiet, das man wohl eine Welt für sich nennen mochte, unterstand jetzt einer einzigen, in der Hauptsache wohlgeordneten Verwaltung. Es ist unrecht, an diese Verwaltung den Massstab unserer deutschen staatlichen Ordnungen zu legen; da kann sie freilich den Vergleich nicht aushalten; aber ein solcher Vergleich ist ebenso

thöricht, wie wenn man das junge Werk europäischer Gesittung in Rumänien mit der Gesittung eines der alten Kulturländer Europas vergleichen wollte. Die Statthalter in den römischen Provinzen hatten sehr weitgehende Befugnisse, über deren Anwendung sie in der Regel keine Rechenschaft abzulegen brauchten; es war offenkundig, dass sie ihr Amt sehr oft zu persönlicher Bereicherung benützten; der Kaiser Tiberius verglich diese Beamten mit den Fliegen am Körper eines Verwundeten; er sagte, es sei grausam, mit den Statthaltern oft zu wechseln, wie es auch grausam sei, die Fliegen vom Verwundeten wegzutreiben: so kämen nur andere heran, um mit frischen Kräften das Blut aus der Wunde zu saugen. Tiberius brach deshalb mit der alten Ordnung, wonach auch die Statthalter meistens alljährlich wechselten: das Gebiet von Judäa und Samaria verwalteten während seiner dreiundzwanzigjährigen Regierung nur zwei von ihm eingesetzte Prokuratoren; der zweite, Pontius Pilatus, wurde nach zehnjähriger Verwaltung im Todesjahr des Tiberius (37 n. Chr.) abgesetzt. Schlimme Willkürlichkeiten kamen also im einzelnen vor; trotzdem war der römische Staat, im Vergleich mit allen Staatengebilden, die vor ihm und neben ihm bestanden haben, der erste grosse Rechtsstaat, d. h. der erste Versuch, in einem grossen, umfassenden Gebiet alle Beziehungen der Einzelnen zu einander nach bestimmten, allgemein gültigen Grundsätzen zu regeln. Das bedeutet einen gewaltigen Fortschritt in der Erziehung der Völker. Freilich fehlte noch viel zur völligen Durchführung des grossen Gedankens. Dazu hatte das römische Reich schon zu wenige Beamten. Der Prozess Jesu zeigt, dass das Urteil über das Leben jedes Unterthanen in Judäa den altherkömmlichen Ordnungen der priesterlichen Rechtsprechung entzogen und

den staatlichen Verwaltungsbeamten vorbehalten ist. Das hindert aber nicht, dass auf demselben Boden bald nachher Stephanus ohne Befragung des Statthalters nach dem volkstümlichen Rechte zu Tode gesteinigt wird: in der Abwesenheit des Statthalters fehlte der Mann, der ihn im dringenden Falle vertrat und sein Recht wahrnehmen musste. Ein anderer Schaden lag in der Person der Beamten selbst. Paulus beruft sich auf sein Recht, als römischer Bürger vor das Kaisergericht in Rom gestellt zu werden, geradezu in der Furcht, der Statthalter in Judäa möchte ihn absichtlich seinen Feinden zur Tötung preisgeben. Aber gerade hier zeigt sich doch der Segen bestimmter rechtlicher Ordnungen: mit dieser Berufung hat Paulus einen wirksamen Rechtsschutz auch gegen den Statthalter.

Ausser für das Recht sorgte das römische Reich in umfassender Weise für die Möglichkeit des Verkehrs: der Friede des Reichs liess den Verkehr in ungeahnter Weise aufblühen. Das Mittelmeer wurde von zahlreichen Schiffen durchfurcht; schöne breite Strassen durchzogen alle Provinzen des weiten Reichs. Der Staat schickte seine Beamten oft rasch von einer Himmelsrichtung zur anderen. Derselbe Quintilius Varus, der im Jahr 9 n. Chr. durch seinen Untergang im Teutoburger Walde eine traurige Berühmtheit erlangt hat, war noch in den Jahren 6—4 v. Chr. Statthalter der weitentlegenen Provinz Syrien und hat auch in Jerusalem einmal gewaltsam Ordnung geschaffen. Auch die römischen Legionen wurden oft aus einem Teile des Reichs in einen entfernten anderen verpflanzt: so kam unter Nero kurz vor Ausbruch des jüdischen Krieges die fünfzehnte Legion aus Pannonien (Ungarn) nach Syrien; eine gallische Legion stand schon in Syrien.

Doch nicht bloss Beamte und Soldaten, vor allem Kaufleute und Handwerker zogen innerhalb des Reiches von Ort zu Ort. Die Geschichte des ersten Christentums giebt ein schönes Beispiel für das Wanderleben solcher Handwerker. In Pontus, im Süden des Schwarzen Meeres, war ein Jude heimisch; der trieb eine Zeit lang in Rom sein Gewerbe als Zeltmacher; dann zieht er von da weg nach Korinth: hier findet er Arbeit und wirbt noch Gesellen für sein Geschäft; aber nach etwa zweijährigem Aufenthalt findet er es besser, aus Griechenland weg nach Ephesus überzusiedeln; den Arbeiter, welchen er in Griechenland geworben hat, nimmt er nach Ephesus mit. Immerhin gab es für den Handelsverkehr auch lästige Hemmnisse. Erschwert wurde er durch die vielen Zölle, die zum Teil dem römischen Reich, zum Teil auch den freien Stadtgemeinden und bundesgenössischen Fürsten des Reiches zufielen. In Palästina gab es zur Zeit Jesu drei völlig voneinander geschiedene Gebiete grösseren Umfangs und eine Reihe kleinerer Stadtgebiete: unter römischer Verwaltung stand das Gebiet von Judäa und Samaria; Herodes Antipas beherrschte Galiläa und Peräa; sein Bruder Philippus war Herr im Nordosten des Landes; daneben forderten die freien Küstenstädte am Mittelmeer und der sogenannte Zehnstädtebund im Ostjordanlande, als Gemeinden, die unter Roms Oberhoheit von jedem Landesherrn unabhängig waren, besonderen Zoll. Alle diese Zölle waren verpachtet; der Pächter zahlte eine gewisse, vereinbarte Summe an den Besitzer des Zollgebietes; dafür erhob er alle Zölle und behielt als Gewinn, was er über die Pachtsumme hinaus einnahm. Allerdings gab es einen Tarif, an welchen die Pächter gebunden sein sollten: aber es fehlte an Überwachung; auch scheint der Tarif etwas un-

bestimmt gewesen zu sein. Jedenfalls lebte die Bevölkerung mit den Zollbeamten auf dem Kriegsfuss. Die jüdischen Schriftgelehrten bestimmen ausdrücklich, zu schlichter Vollständigkeit und Wahrhaftigkeit seiner Angaben sei man einem Zöllner gegenüber ebensowenig verpflichtet, wie etwa gegenüber einem Räuber. — Wie die Kaufleute reisten endlich auch bildungsuchende Leute von Ort zu Ort. Der Geograph Strabo rühmt es z. B. an den Bewohnern von Tarsus, der Heimat des Apostels Paulus, dass sie einen ausserordentlichen Wissenstrieb hätten, der sie zu weiten Forschungsreisen veranlasse; und es ist des Nachdenkens wert, dass ein Lehrer des Cicero in Athen, der stoische Philosoph Antiochus, aus der alten Philisterstadt Askalon stammte; und dieser Antiochus von Askalon lehrte den vornehmen jungen Römer, dass alle Menschen untereinander Brüder und deshalb zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet seien. Der rege Verkehr der Personen bringt auch lebendigen geistigen Austausch. Im Buch Daniel ist das Bild des Kolosses, den Nebukadnezar im Traum sieht, aus denselben vier Metallen zusammengesetzt, die schon bei Hesiod als Kennzeichen von vier aufeinander folgenden Weltaltern genannt sind, wie sie im Buche Daniel vier aufeinander folgende Weltreiche bedeuten. Der Dichter Vergil nimmt in einer seiner Eklogen deutlich die jüdische Messiashoffnung auf. In den Sprüchen Salomos begegnet uns zuerst das Bild der Ameise, die für den Winter sammelt; es kehrt wieder in einer jüdisch-griechischen Dichtung und schliesslich in einer Satire des Horaz: das ist um so auffallender, als die Ameise wegen ihres Winterschlafes gar nicht für den Winter zu sammeln braucht.

Seit Alexander dem Grossen war griechische Bildung und Gesittung in den Orient getragen und dort

mit grosser Zähigkeit immer wieder den Völkern dargeboten worden. Dafür nahm das Griechentum den geistigen Erwerb der Barbaren in sich auf und erhob ihn zum allgemeinen Besitze der Menschheit. Das römische Reich giebt diesen Bestrebungen feste, sichere Formen und einen dauernden Rechtsschutz; es überträgt die spätgriechische Bildung auch auf den von den Griechen viel weniger besiedelten Westen Europas und auf das Gebiet von Karthago. Wie sich das Griechentum in einem fremden Volke einbürgerte, das lässt sich gerade an den Juden Palästinas deutlich aufzeigen. Zuerst nehmen die Juden mit kindlicher Freude die ihnen sich darbietende höhere Bildung auf. Ihre ägyptischen und syrischen Herren finden in ihnen ein griechischer Sitte und Denkweise verhältnismässig leicht sich erschliessendes Volk. Sogar in Jerusalem finden die griechischen Spiele Eingang. Nur die beiden starren Verbote, fremde Götter anzubeten und irgend ein Lebendes abzubilden, widersprachen aufs äusserste der griechischen Weltanschauung mit ihrer Duldsamkeit gegen jeglichen Gottesdienst, mit ihrer Freude an der bildenden Kunst. Da versucht es der Syrerkönig Antiochus IV., den Juden diese eigenartige Religion zu nehmen. Aber die Folge ist nur ein mächtiger Rückschlag; Gottes Volk reisst sich von den griechischen Einflüssen los und kehrt zum ursprünglichen jüdischen Wesen zurück. Aber das dauert nur so lange, bis die Gefahr, vom Heidentum überflutet zu werden, endgültig beseitigt ist. Unter dem Makkabäer Simon (142 v. Chr.) werden die Juden von den Syrern frei; der Sohn dieses Simon, Johannes Hyrkan, trennt sich schon von den streng gesetzlichen Pharisäern; und der Enkel Simons, Judas Aristobul, trägt neben seinem jüdischen auch einen griechischen Namen; ja, er schmückt sich mit

dem Titel eines Griechenfreundes und lenkt bewusst in die Bahn griechischer Gesittung zurück. Vollends seit Pompejus Judäa in das Ganze des römischen Reiches als festen Bestandteil eingegliedert hat, ist an Ablehnung des griechisch-römischen Einflusses nicht mehr zu denken. Das Haus des Herodes und seiner Söhne arbeitet eindringlicher an der Einführung griechisch-römischen Wesens in Palästina, als irgendwelche frühere Herrscher das versucht hatten; und so wird selbst dieses in seiner Gesetzlichkeit starre und bei aller natürlichen Schmiegsamkeit in Glaubenssachen durchaus nicht schmiegsame Volk dem Griechentum mehr und mehr aufgeschlossen. Nicht nur die Säulenhallen seines Tempels folgen griechischer Ordnung; nicht nur die Sprache einer öffentlichen Inschrift im Vorhof des Jerusalemer Tempels ist griechisch; unter griechischem Einfluss gewinnt selbst der jüdische Glaube neue Gedanken: jetzt zum erstenmal hören wir in jüdischem Munde davon, dass einst alle Toten noch vor den Richterstuhl Gottes treten müssen, dass die Rechtschaffenen trotz ihres Todes am Reiche der Seligen teil gewinnen. Der gesteigerte Verkehr musste ja griechisches Wesen schliesslich einbürgern. In Jerusalem selbst bestand zur Zeit Jesu und seiner ersten Jünger eine grosse jüdische Gemeinde, in deren Synagoge griechisch gesprochen, die heilige Schrift also auch in griechischer Sprache verlesen wurde. Diese Gemeinde bestand aus Juden, die von Rom, Kleinasien, Ägypten und Kyrene wieder nach Jerusalem eingewandert waren. Solche Leute behielten also auch in Jerusalem die griechische Sprache als Umgangssprache bei, ob sie auch den heimischen Dialekt Palästinas vielleicht verstanden.

Auf eine einheitliche Sitte wird also im ganzen römischen Reiche hingearbeitet; solche Sitte setzt aber auch

eine irgendwie einheitliche Weltanschauung voraus. Es ist nicht der alte Götterglaube, wie er bei den einzelnen Völkern heimisch war; die Opfer werden freilich noch gebracht, die frommen Sagen werden weitererzählt und in schönen Dichtungen bald fromm bald spöttisch verwertet. Aber man sucht in allen herkömmlichen Formen der Glaubensbethätigung eine höhere Wahrheit. Der alten Religion ist man innerlich abgestorben, man ist über sie hinausgewachsen; so deutet man sie nach der jetzt erreichten Erkenntnis um. Es sind wenige Sätze, in denen sich das religiöse Empfinden jener Zeit spiegelt; man betont die Abhängigkeit und Kleinheit des Menschen gegenüber der Grösse Gottes, man glaubt an die Bestimmung des Schicksals der Menschen durch den Willen der Gottheit. Die Reinheit und Vollkommenheit Gottes tritt mehr als Wunsch, denn als sichere Überzeugung auf; auch die Anschauungen über das Leben nach dem Tod sind schwankend und unsicher; nur die Sehnsucht nach einer Gewissheit ist vorhanden. Die verschiedenen Deutungen, welche die alte Philosophie dem Leben zuteil werden liess, haben die Gebildeten jener Zeit unbekümmert nebeneinander verwendet: sie blicken mit Plato aus der Welt, da alles ein Gleichnis und unzulänglich ist, sehnsüchtig hinüber nach der Welt der Ideale, der ewigen Wahrheit; aber dieselben Leute finden auch mit der Stoa, dass nichts besser ist als die Natur zur Lehrmeisterin zu nehmen und ihren göttlichen Weisungen immer zu folgen; dieselben Leute achten mit Pythagoras gerne auf die Geheimnisse in Form und Zahlenverhältnis der einzelnen Dinge; dieselben geniessen auch gerne mit den Jüngern Epikurs, was die Welt ihnen Schönes und Grosses bietet, in einem leichtbeweglichen, jedem neuen Eindruck sich gerne erschliessenden Gemüt. Nun mag ja

bei solchem Schwanken von einer Betrachtungsweise zur anderen ein gewisser Reichtum, eine Vielseitigkeit des Geisteslebens bewundert werden: ein haltloses, unruhiges Suchen tritt uns darin doch entgegen. Der Mangel einer sicheren, den Menschen wirklich beherrschenden Weltanschauung ist ein Kennzeichen der ersten Kaiserzeit. Einzelne philosophische Gedanken sind Gemeingut Aller geworden. Der Judenknabe aus Tarsus, der später durch das in seiner Heimat weitverbreitete Handwerk des Zeltmachers sein Brot verdient hat, hört wohl schon frühe, dass „das unsichtbare, ewige Wesen der Gottheit vom Geschöpf im Gedanken erschaut werden kann"; er lernt, dass „die sichtbaren Dinge zufällig und vergänglich, die unsichtbaren aber ewig" sind: das sind Anschauungen, die unmittelbar der platonischen Gedankenwelt zugehören. Aber derselbe Paulus kennt auch das Lied eines philosophischen Dichters seiner kilikischen Heimat, welcher das Wirken Gottes in allem Geschaffenen, insbesondere auch in dem Menschen feiert: „wir sind seines Geschlechtes". Und so weiss Paulus mit den Jüngern der Stoa: „in Gott leben, weben und sind wir". Aber die ungebildeten Kreise einer Gelehrtenstadt, wie Tarsus, werden vielleicht immer einzelne Brocken auffassen, die da und dort von dem Tische der Reichen fallen; gerade in solchen Kreisen wird man leichter als bei den Gebildeten einem Niederschlag aus so ziemlich allen die Zeit beherrschenden Lebensauffassungen begegnen. Allein auch ein Cicero, ein Philo von Alexandria, ein Horaz bieten uns diesen bunten Wechsel mannigfacher Anschauungen dar; auch die, welche alle Bildungsmittel der Zeit genossen haben, suchen mit dem Besten, was von früheren Geschlechtern an Wahrheitserkenntnis erarbeitet wurde, sich in den mannigfachen Lebenslagen zurechtzufinden.

Doch die blosse Welterklärung, die Deutung des Lebens, wie sie die Philosophie darreicht, genügt nicht, wo der Einzelne sich ohnmächtig dem grossen Räderwerke des Lebens eingegliedert sieht, das ihn eine Zeit lang benützt, um ihn schliesslich als verbraucht beiseite zu schleudern. Wir hängen von der Welt ab, die uns umgiebt: das war die überall wiederkehrende Erkenntnis; Überwindung dieser Abhängigkeit durch mehr oder weniger geheimnisvolle Mittel, Schutz des Lebens durch wundersame Kräfte ist das Ziel, das man in der Religion erstrebte. Die gewöhnlichen Mittel menschlichen Handelns reichen zu diesem Zwecke nicht aus: sie können an viele Gefahren, die dem Einzelnen drohen, gar nicht herankommen; ihre Wirksamkeit kann in mannigfachster Weise durchkreuzt werden. Also sucht man zu den letzten Gewalten, die das Leben beherrschen, emporzudringen, Einfluss auf sie zu gewinnen und so sein Leben und Glück zu sichern. Freilich sind diese Gewalten unsichtbar und für gewöhnlich dem Menschen unzugänglich: aber der Glaube an mannigfache Wege, auf sie einzuwirken, ist allenthalben verbreitet. Da ergab sich nun aus der weiten Ausdehnung des Verkehrs in dem grossen römischen Reich die Bekanntschaft mit einer Menge religiöser Gebräuche, die durch ihre Absonderlichkeit, ihre fremde Herkunft, ihr vorgebliches oder wirkliches Alter einen Ersatz für die heimatlichen, oft als unwirksam empfundenen religiösen Gebräuche darboten. Phrygischer, ägyptischer, syrischer und persischer Gottesdienst bürgerte sich allenthalben in der römisch-griechischen Gesellschaft ein; wollte man heimischen Gottesdienst pflegen, so griff man gern auf die ältesten, längst abgestorbenen Formen zurück. Es ist also richtig, wenn man von der ersten Kaiserzeit gesagt hat, dass sie dem alten Glauben entfremdet ge-

wesen sei; aber soviel man mit den alten Göttersagen spielte, und so sehr man sich über einzelne fromme Bethätigungen älterer Zeit erhaben glaubte, so sehr suchte man doch nach neuen Wegen, der Gottheit zu dienen, oder auch, sie in den Dienst eigener Wünsche zu zwingen; je wundersamer diese Wege waren, je mehr Entsagung sie auferlegten, je weiter sie örtlich oder zeitlich herkamen, desto wirksamer schienen sie zu sein.

In dieser nach einem neuen, besseren Glauben verlangenden Welt machte nun auch das Judentum grosse Fortschritte. Die Juden waren ein Handelsvolk; in allen grösseren Plätzen des Reiches hatten sie ihre Niederlassungen und in ihren Niederlassungen auch Synagogen. Diese jüdischen Bethäuser waren innerhalb der römisch-griechischen Welt eine äusserst auffallende Erscheinung. Rohe Völker, wie die von Tacitus geschilderten Germanen, hatten wohl auch kein Bild und kein Haus der Götter: bei ihnen erklärte sich das aus dem Mangel der nötigen Kunstfertigkeit. Aber die Juden hatten einen Tempel und doch für ihr weitverstreutes Volk eben nur einen Tempel in Jerusalem; sie kannten die griechisch-römische Kunst, aber sie wollten kein Gottesbild; ja ihr Gott wollte auch keine Opfer ausserhalb Jerusalems. Das war fremdartig, aber durch seine Fremdartigkeit zog es an. Diese Religion kam dem aufklärerischen Zuge der Zeit entgegen, das Altgewohnte verwarf sie; nicht durch Opfer lässt sich die Gottheit bestimmen, nicht durch Darbringung dessen, was sie doch selbst dem Menschen gegeben hat; sie, die allgewaltige, darf nicht im Bilde eines ihrer Geschöpfe verehrt werden: solche Gedanken waren schon den Griechen nicht fremd; Dichter und Philosophen hatten schon Ähnliches ausgesprochen; doch nur in der jüdischen Religion hatte dieser Gedanke in der religiösen Übung

selbst einen Ausdruck gewonnen. Aber wenn die gewöhnlichen gottesdienstlichen Handlungen bei den Juden fehlten, so wurde Gott hier in anderer Weise verehrt, und die verschiedenen Geistesrichtungen fanden Befriedigung: uralte heilige Bräuche mussten strenge eingehalten werden: Beschneidung, Heiligung des Sabbats, Speisegebote, mancherlei Waschungen wurden freilich von vielen verlacht, aber in den Nöten des Lebens griff man gern zu diesen geheimnisvollen seltsamen Mitteln, die Gottheit gnädig zu stimmen. Höhergerichtete Geister freuten sich auch der hohen sittlichen Forderungen; sie fanden hier in einer volkstümlichen Religion, was sonst nur die gelehrte Schule gewährte, ein Drängen auf Treue, Recht und Barmherzigkeit im Verkehr der Menschen untereinander; noch hörte man auch in den Synagogen die von den alttestamentlichen Propheten so oft betonte Anschauung, Gott wolle nicht Opfer und Festfeier, aber Barmherzigkeit und Treue. Dazu entrollte die jüdische Religion ein glänzendes Bild seliger Zukunft, das durch sichere Verheissungen Gottes verbürgt war: die Zeit des Messias wird aller Not und aller Sünde unter den Menschen ein Ende machen. Was das weltmüde Geschlecht der griechisch-römischen Dichter an den Anfang aller Geschichte gestellt hat, um es als ein für immer verlorenes Paradies zu kennzeichnen, das goldene Zeitalter der Menschheit, das verlegte der frohgemute jüdische Glaube in eine lichte Zukunft: an der Tafel des Messias teilzunehmen ist die selige Hoffnung, die sich jedem erschliesst, der treulich Gottes Gesetz hält.

So haben die jüdischen Synagogen gerade in der ersten Kaiserzeit eine mächtige Anziehungskraft auf die Bevölkerung des Reichs ausgeübt. Die „gottesfürchtigen“ Heiden waren fast überall zu finden,

wo nur eine jüdische Ansiedlung war. Paulus findet sie in dem pisidischen Antiochia, in Ikonium, in Philippi, in Thessalonich, in Athen. Aus Horaz wissen wir, dass der Heide, der in Rom die jüdische Festfeier mitmacht, sich als „einen von vielen" kennzeichnen darf. Freilich ergiesst sich auch der herbe Spott der heidnischen Dichter und Prosaiker über die Juden und Judengenossen; doch dieser Spott zeigt nur, wie zahlreich die Judengenossen überall waren. Die unverständlichen und deshalb oft verlachten heiligen Gebräuche des Judentums waren aufs engste verknüpft mit einer wohl verständlichen erhabenen Vorstellung von Gott und seinem heiligen Willen; darum glaubte man gern an die Kraft dieser seltsamen heiligen Gebräuche, die Gottheit gnädig zu stimmen. Die Wünsche der Heiden treffen also mit dem Bekehrungseifer der Juden zusammen.

Dieser Trieb, andere zum eigenen Glauben zu bekehren, ist in den Juden schon während der babylonischen Gefangenschaft erwacht. Der Perserkönig Cyrus war gewiss nicht der erste Heide, der für den jüdischen Glauben gewonnen werden sollte. Sobald das Volk Gottes von der Nichtigkeit der heidnischen Götter und von der alleinigen lebendigen Macht seines Gottes überzeugt war, fing es auch an, den Heiden, unter denen es lebte, seinen Glauben zu predigen. Die Übersetzung der heiligen Schriften Israels in die griechische Weltsprache ist ein Versuch, den jüdischen Glauben den Griechen bekannt zu geben; ohne die griechische Bibel wäre die weitausgedehnte jüdische Mission im römischen Reiche nicht denkbar gewesen. Zu gewaltsamen Massregeln greift der jüdische Bekehrungseifer nach der Abschüttelung der syrischen Fremdherrschaft; das Schwert, das die drückende Knechtschaft beseitigt hat, soll auch dem jüdischen Glau-

ben die Strasse öffnen: Johannes Hyrkan zwingt die Idumäer im Süden von Juda, sein Sohn, König Aristobul, die Ituräer am Fusse des Libanon zur Annahme des jüdischen Gesetzes. Aber noch viel wichtiger war, dass das Volk Israel durch seine weite Verbreitung überall den suchenden Heiden seine Bethäuser öffnen konnte, dass es sich „als Wegweiser der Blinden, als Licht in der Finsternis, als Erzieher der Unverständigen, als Lehrer der Unmündigen" fühlte und sich gerne mit seinem Gesetze brüstete, in dem alle Wahrheit und Erkenntnis in sicherer Form niedergelegt sei. Lange war es der Stolz des Juden, wenn die Heiden scharenweise sich an das Volk Gottes angliederten. Die Schriftgelehrten lassen es sich keine Mühe verdriessen, um einen Judengenossen zu werben; sie durchziehen zu diesem Zwecke Meer und Land.

Um Jude zu werden, brauchte niemand nach Palästina zu gehen. Nur ein kleiner Bruchteil des Gottesvolkes war unter Cyrus aus der babylonischen Gefangenschaft nach Jerusalem zurückgekehrt; diesem ersten Zug der Zurückgekehrten folgten freilich noch andere: aber die Hauptmasse der Weggeführten blieb damals doch im Innern des persischen Reiches. Aber von Babylonien aus wurden jüdische Ansiedler auch in andere Teile des grossen Reiches verpflanzt: im Süden des Kaspischen Meeres fand eine jüdische Ansiedelung ihre Stätte. Seit dem Sohne des Cyrus Kambyses gehörte auch Ägypten den Persern; in Ägypten lebten jedenfalls seit der Zerstörung Jerusalems durch Nebukadnezar grössere Judengemeinden; neue jüdische Ansiedler brachte wohl Alexander d. Gr. nach Ägypten; die Juden Ägyptens erhielten durch ihn und die ersten ptolemäischen Könige wichtige Vorrechte: als geschickte Handelsleute, die immer dem augenblicklichen Herrscher sich dienstbar erwiesen, dürf-

ten sie sich empfohlen haben. Aber dieselben Vorrechte, wie in Ägypten, erhalten die Juden bald auch durch die seleucidischen Könige in Syrien und Kleinasien. Von der asiatischen Küste des Mittelmeers und von Ägypten aus verbreiteten sich die Juden über das ganze Gebiet des römischen Reiches. Namentlich war Cyrene in Nordafrika der Sitz einer reichen Judenschaft; im lateinischen Gebiet traten sie wohl in der ersten Kaiserzeit noch etwas zurück; doch gab es jedenfalls auch schon damals jüdische Ansiedlungen in den Griechenstädten Galliens und Spaniens.

Diese weite Verbreitung der Juden fiel dem Altertum auf; schon im zweiten Jahrhundert vor Christus sagt ein wohl in Ägypten entstandener Orakelspruch, jedes Land und jedes Meer sei von diesem Volke erfüllt, dessen absonderliche Gebräuche doch jedermann hasse; zur Zeit des Augustus meint der Geograph Strabo, das jüdische Volk sei überall in der Welt anzutreffen, und es sei kaum ein Ort in der Welt zu finden, den es nicht beherrsche; nicht viel später erklärt der alexandrinische Jude Philo, „der Juden seien es zu viel, als dass ein einziges Land sie fassen könne: darum bewohnen sie die wohlhabendsten Länder auf dem Festland und auf den Inseln Europas und Asiens; als ihre Mutterstadt verehren sie aber den heiligen Ort, wo Gottes Tempel steht; als ihr Vaterland lieben sie den Boden, auf dem sie geboren und aufgewachsen sind“. Angesichts dieser weiten Ausbreitung des Gottesvolkes und angesichts der Eroberungen, die der Glaube des Gottesvolkes überall machte, konnte ein frommer Jude wohl zu der Überzeugung kommen, es bedürfe nur noch eines verhältnismässig kleinen Umschwungs in der bestehenden Gestalt dieser Welt, um die Tage der Verheissung heraufzuführen, da die Herrlichkeit

des Messias sich offenbaren sollte. Aber das innere Leben der jüdischen Gemeinden entsprach diesem äusseren Glanze nicht in jeder Beziehung.

Es war für die in der Welt weit verstreute Judenschaft gewiss recht wertvoll, dass sie in den ersten Jahrhunderten ihrer Zersprengung noch einen geistigen Mittelpunkt im Tempel zu Jerusalem besass, und dass sie durch heilige Einrichtungen gezwungen war, immer wieder dieses Mittelpunktes eingedenk zu sein. Die Wallfahrt nach Jerusalem zu den drei grossen Jahresfesten war freilich eine bei den grossen Entfernungen für die meisten Juden ganz unerfüllbare Vorschrift. Für die Juden in Rom z. B. dürfte es oft ein frommer Wunsch geblieben sein, einmal im Leben die heilige Stätte zu sehen, da der Altar Gottes stand. Trotzdem knüpfte auch die entferntesten Juden ein recht fühlbares Band an diesen Ort. Alljährlich kamen zur Zeit des Passah von allen Enden der jüdischen Welt die Gesandtschaften nach Jerusalem und lieferten die heilige Steuer in das Schatzhaus des Tempels, die jeder israelitische Mann vom zwanzigsten Jahr ab zu entrichten hatte. Als allgemeine Steuer, die jeder von Glaubens wegen in gleicher Summe zahlen musste, war sie nicht hoch bemessen; sie betrug für jeden im Jahr etwa ℳ 1.20. Aber bei der grossen Menge der Söhne Israels kamen doch gewaltige Summen ein, und wer diese Steuer nicht zahlte, der löste sich ebendamit vom Verbande des Judentums los; er trennte sich gleichzeitig von seinem Volke und von seinem Glauben.

Es liegt recht nahe, einen Vergleich zwischen dem jüdischen Volk der damaligen Zeit und den heutigen Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche zu ziehen. Wie das treue Glied der römisch-katholischen Kirche sich ebenso nach den Gesetzen Roms

wie nach denen seines Vaterlands richtet, so empfing der Jude jener Zeit seine Weisungen ebenso von Jerusalem, wie von dem heimatlichen Staat, dem er angehörte; und wie heute der Katholik es beklagt, dass der Kirchenstaat in weltliche Hände gekommen ist, so beklagten es damals die Juden, dass die staatliche Oberhoheit in Jerusalem dem Hohenpriester und seinem Rate genommen und zuerst in die Hände des Herodes und seiner Söhne, dann sogar in die Hände heidnischer Statthalter gelegt worden sei. Aber neben solcher Ähnlichkeit zeigt sich doch auch grosse Verschiedenheit. Der Tempel und die Priesterschaft bildeten für den jüdischen Glauben den Mittelpunkt des Gottesvolkes, und an den Tagen der grossen Feste mochten sie auch äusserlich so erscheinen; aber für das geistige Leben der Juden hatten Tempel und Priesterschaft doch bei weitem nicht die Bedeutung, welche der apostolische Stuhl für den römischen Katholiken hat. Die überall verstreuten Synagogen und die Schriftgelehrten, die in diesen Synagogen durch stete Unterweisung das jüdische Volk zur Erfüllung des Gesetzes erzogen, waren für das geistige Leben der Israeliten von weit grösserer Wichtigkeit. Der Tempel war das greifbare Sinnbild der Einheit des Gottesvolkes: in dieser für die erste Zeit nicht unwichtigen Aufgabe erschöpft sich seine Bedeutung.

Der Dienst im Tempel hatte seine althergebrachten Gebräuche; die Priester hatten vor allem das Interesse, diese Gebräuche im alten Ansehen zu erhalten; eine Weiterentwicklung der jüdischen Glaubensanschauungen wurde von ihnen nicht erstrebt. Dagegen war in diesen Priestern das Streben nach grösserem Einfluss auf die Weltverhältnisse sehr kräftig entwickelt; sie hatten es nicht vergessen, dass über ein Jahrhundert lang der Hohe-

priester auch der Herrscher in seinem Volk gewesen war; die Partei der Sadducäer, auf die er sich damals gestützt hatte, bestand noch heute fort: so merkwürdig es klingt — diese Partei des Hohenpriesters war dem religiösen Leben ihres Volkes ganz fremd geworden; sie lachte und spottete über das, was in den Synagogen als die Hoffnung Israels gepriesen wurde: sie glaubte nicht an die wundersame Hilfe Gottes, der seine Engel und Geister aussendet, um den Frommen auf allen seinen Wegen zu beschützen; sie glaubte nicht an die Allmacht Gottes, die auch die Gräber öffnen und aus dem Tode zu einem ewigen, seligen Leben erwecken kann. Aber wichtig war diesen Priestern und ihrem Anhang, den Sadducäern, dass sie dem römischen Oberherrn sich gefällig erwiesen, dass das Recht des Hohenpriesters auch von den Juden ausserhalb Palästinas überall anerkannt wurde, dass sie die dienenden Leviten in ihren Schranken hielten und dass die Einkünfte des Tempels nicht irgendwie Not litten. Jesus kennzeichnet den Geist, der in dem jüdischen Tempel herrschte, wenn er in seinem Gleichnis den Priester und den Leviten an dem Verwundeten unbekümmert vorübergehen lässt. Auch Jesu Urteil, dass aus dem grossen Bethause der Völker eine grosse Räuberhöhle geworden sei, hat schwerlich nur seiner persönlichen Anschauung Ausdruck gegeben. Notwendig für das Weiterbestehen des Judentums war der Tempel nicht mehr; das religiöse Leben der grossen, weitverzweigten Judengemeinde wurde vom Tempel aus kaum mehr befruchtet; auch an den Wegfall des Opferdienstes hat sich das spätere Judentum sehr rasch gewöhnt: so tief also der Untergang des Tempels in den Körper des jüdischen Volkes einzuschneiden schien, — zur Zeit des Titus ist nichts untergegangen, was nicht des Unterganges wert war.

Wäre das nicht von den Juden selbst so empfunden worden, so hätte bei der zähen Lebenskraft dieses Volkes keine Gewalt der Römer den späteren Wiederaufbau des Heiligtums an der von Gott erwählten Stätte verhindern können: die Juden haben es nicht wieder aufgebaut.

Nicht die Priester in Jerusalem, sondern die Schriftgelehrten in den Synagogen gaben dem Judentum seine geistige Nahrung. Sabbat für Sabbat sammelte sich die Judengemeinde um ihre Lehrer. Nur in Jerusalem durfte man opfern, aber beten wollte man überall. Und je weiter man von dem Heimatlande Palästina entfernt war, je mehr das jüdische Volk auseinandergerissen und auf weitem Gebiete verstreut lebte, desto notwendiger schien es zu sein, dass die einzelnen verstreuten Judengemeinden treulich zusammenhielten, die gemeinsamen Erinnerungen, die gemeinsamen Sitten, die gemeinsamen Hoffnungen pflegten. Da waren die Synagogen die Versammlungsstätten, die Gemeindehäuser der Judenschaft. Und die grosse Aufgabe dieser jüdischen Gemeindehäuser bestand in der Bewahrung des religiösen Erbteils des Gottesvolkes und in der Erziehung der einzelnen Gemeinden nach dem Gesetz. Die feierliche Verpflichtung der Gemeinde unter Esra hatte freilich zunächst nur die Gemeinde Judäas berührt. Aber wo Juden lebten, da eignete man sich bald nicht bloss das Gesetz des Esra an, sondern ging unter Leitung der Schriftgelehrten eine heilige Verpflichtung auf die ganze in den fünf Büchern Mose enthaltene Gesetzesüberlieferung ein: vom dreizehnten Lebensjahr an war jeder Israelit zum Halten des ganzen Gesetzes verpflichtet, die Gemeinde übernahm schon in sehr früher Zeit die Sorge dafür, dass die Kinder rechtzeitig in geordneter Weise im Gesetz unterwiesen wurden.

Aber man machte auch bei dieser Verpflichtung auf

das Gesetz nicht Halt: die Worte der Propheten, die aus der alten Zeit Israels überliefert waren, sollten noch dem jetzigen Geschlechte vertraut sein; die Geschichte des Gottesvolkes, wie sie die alten Urkunden erzählten, durfte gerade jetzt nicht vergessen werden, wo das überall zerstreute und zersprengte Volk seiner Zusammengehörigkeit sich bewusst bleiben sollte; auch was an echt israelitischen Liedern und Dichtungen vorhanden war, musste aufgesucht und bewahrt werden. So sammelten treue Schriftgelehrten in jedenfalls gar nicht leichter Arbeit die mancherlei Bücher, die bisher da und dort einer Judengemeinde zur Erbauung gedient hatten, und vereinigten sie zum Ganzen einer heiligen Schrift. Zur Zeit Jesu ist diese Sammlung zwar ziemlich fertig, aber doch noch nicht vollständig abgeschlossen. Diese ganze, alte Überlieferung erhält nun sofort in ihrer Zusammenfassung die Bedeutung eines an das Israel aller Zeiten gerichteten Gotteswortes.

Eine feste Ordnung des Sabbatgottesdienstes in den Synagogen gab es zur Zeit Jesu noch nicht; die Schriftgelehrten waren nicht etwa angestellte Prediger; ihre Kunst war frei; jeder, der sich versuchen wollte, konnte in der Synagoge reden, ob er sich dazu bei einem Schriftgelehrten besonders vorgebildet hatte oder nicht. Wir hören in dieser Zeit nichts von einem öffentlichen jüdischen Gemeindegebet; nur eines gehörte zu dem Gottesdienst in der Synagoge, wie es scheint, notwendig: die Vorlesung und Erklärung eines Abschnittes der heiligen Schrift.

Dabei konnten nun zwei Aufgaben ins Auge gefasst werden: die Einprägung des Gesetzes, d. i. die Lehre vom richtigen Wandel des Menschen und die Darstellung, sei es der grossen Männer und Gottesthaten der

Vergangenheit, sei es der zukünftigen Herrlichkeit Israels, von der die Propheten geweissagt haben. Die eine Predigt wandte sich mehr an den Willen, die andere mehr an die Anschauungskraft der Hörer.

Auf die Einprägung des Gesetzes legte man grösseres Gewicht; jeder sollte doch wissen, wie er sich nach dem Gesetz in den mancherlei Fällen des Lebens zu halten habe. Hier verlangte man eine sichere Übereinstimmung zwischen den einzelnen Lehrern, damit nicht durch die Verschiedenheit ihrer Meinungen in dem Leben der Frommen selbst eine Unsicherheit platzgreife. Jeder Schüler sollte daher über das Gesetz nach den Worten seines Meisters lehren; es war ein Unglück für Israel, als zur Zeit des Herodes zwei angesehene Schriftgelehrte sich über eine Reihe gesetzlicher Fragen nicht verständigen konnten; von da her stammte eine Spaltung der ganzen Schriftgelehrsamkeit in zwei Schulen. Die Jünger der Schriftgelehrten wohnten zu Füssen ihrer Lehrer den Streitgesprächen über Gesetzesfragen bei; sie durften selber sich durch Fragen an solchem Zwiste beteiligen; sie hatten vor allem die fertigen Entscheidungen sich einzuprägen.

Durch ihre Pünktlichkeit litt aber die Gesetzesauslegung der Schriftgelehrten; sie litt an allen Fehlern, denen jede Sittenlehre ausgesetzt ist, die auf einzelne Fälle sich einrichtet. Die Schriftgelehrten zählten auf, unter welchen Umständen das einzelne Gebot Geltung habe, und sie zeigten damit, wann man sich nicht nach ihm zu richten brauche: so lehrten sie die Israeliten weniger das Gesetz halten als es klug und vorsichtig umgehen. Wenn das Gesetz den Meineid verbot, so lehrten sie, welche Eide bindende Kraft haben, während andere niemand verpflichten. So führte die scheinbar

grosse Gewissenhaftigkeit der Gesetzesauslegung in Wahrheit zu einem unwürdigen Spiel mit dem heiligen Willen Gottes. Die grossen Gesichtspunkte, die dem Gesetze zugrunde liegen, wurden über der Einzelauslegung vergessen. Wir bedauern ein Volk mit Recht, dem sein Gesetz einen regelmässigen Erholungstag gegeben hat und das diesen Erholungstag aus Gewissenhaftigkeit sich zur drückenden Last macht, weil es nicht bloss jede Arbeit, sondern jede Thätigkeit an diesem Tag für verboten erachtet. Wussten doch die Juden ganz genau von ihren Schriftgelehrten, dass man am Sabbat nur bei sehr kluger Umgehung des Gesetzes ohne Sünde mehr als 2000 Ellen weit gehen dürfe. Nach dem Ölberg durfte man von Jerusalem aus am Sabbat gehen; aber ein Spaziergang nach dem zwei Stunden weit entfernten Bethlehem war am Sabbat um Gottes und seines heiligen Gesetzes willen verboten. Und damit ja das Gesetz nicht übertreten werde, schränkte man sich lieber noch enger ein, als das Gesetz es verbot. Kein Israelit sollte nach dem Gesetz als Strafe über vierzig Schläge erhalten; der Apostel Paulus ist als abtrünniger Jude fünfmal zu solch demütigender Strafe verurteilt worden; aber statt der vierzig Hiebe zählte man immer nur 39, damit ja nicht durch einen Zählfehler das Gesetz übertreten werde.

Diese kleinliche Pünktlichkeit war freilich in dem israelitischen Handelsvolk auch nicht jedermanns Sache. Die Schriftgelehrten suchten einen frommen Kern des Volkes um sich zu scharen; den bildeten alle, welche sich von dem gottlosen Volk im Lande bewusst absonderten, die Pharisäer. Ursprünglich hatte dieser Name politische Bedeutung; die Pharisäer hatten sich von dem gottlosen Herrscherhaus der Makkabäer abgesondert, das den Dienst des Hohenpriesters mit den Aufgaben welt-

licher Fürsten vereinigte. Diese politischen Beziehungen waren jetzt vergessen. Aber die Pharisäer blieben die Abgesonderten; die Absonderung von den Sündern war ihr höchstes Ziel; als der Lehrer des Paulus, Gamaliel, starb, klagte man, dass mit ihm die Absonderung gestorben sei; ein späterer Schriftgelehrter meint: „Reinheit führt zur Absonderung, Absonderung führt zur Heiligkeit". Diese pharisäische Richtung, die von den Schriftgelehrten geleitet wurde, hatte aber für das ganze Volk massgebende Bedeutung. Ihre stolze Abkehr von der Menge, die sich um das Gesetz nicht kümmert, schätzte man als ein Zeichen der Heiligkeit. Man bewunderte diese Frommen und suchte ihr Vorbild nachzuahmen, soweit sich das irgend mit den sonstigen Anforderungen des Lebens vertrug.

So erfüllten die Pharisäer trotz ihrer Absonderung doch ihren Beruf an den Massen des Volkes: sie übertrugen auch auf die Andern die Frömmigkeit, die ihnen selbst als Ziel vor dem Auge schwebte.

Das Gesetz bildete den wichtigsten Gegenstand der Unterweisung in der Synagoge: doch wussten die Schriftgelehrten auch noch von anderem zu der Gemeinde zu reden. Sie hielten auch die Erinnerung an die grosse Vergangenheit Israels aufrecht und erzählten von den Wundern, durch die Gott vor alters seinem Volke sich gnädig erwiesen hatte. Freilich wird die Vergangenheit vielfach in falschem Lichte betrachtet und nach Massstäben beurteilt, die erst später erreicht wurden; so haben aber auch Griechen und Römer ihre alte Geschichte nicht mehr verstanden, und kaum hat je ein anderes Volk die Lehren seiner Vergangenheit sich so ernstlich zu nutze machen wollen, wie das die Juden unter Leitung ihrer Schriftgelehrten erstrebt haben.

Aber noch lieber blickten die Schriftgelehrten in die Zukunft; mit demselben Eifer, mit dem sie die Erfüllung des Gesetzes bis in die kleinsten Einzelheiten hinein zu sichern suchten, fügten sie die verschiedenen Hoffnungsbilder früherer Gottesmänner zu einem möglichst in sich übereinstimmenden grossen Gemälde der künftigen Herrlichkeit Israels zusammen; und wie das Gesetz in allen seinen Teilen den Willen Gottes ihnen widerspiegelte, der unverrückbar seine Erfüllung von jedem Einzelnen fordert, so war ihnen auch das Vertrauen auf die Erfüllung aller dieser Verheissungen eine unabweisbare Glaubensforderung. Wo aber diese Hoffnung auf eine künftige Herrlichkeit recht lebendig ist, da meint auch der Gläubige immer unmittelbar vor der Thüre zu diesem bis jetzt noch verschlossenen, aber demnächst sich öffnenden Paradiese zu stehen. Seit der fernen Zeit des Propheten Jesaja war kaum je eine schwere Bedrängnis oder auch nur eine Stunde wichtiger Entscheidung für das Volk Israel vorübergegangen, ohne dass die Sehnsucht nach der Erlösung Israels aus dem Druck der Gegenwart in das feste Vertrauen auf die Nähe des verheissenen Gottesreiches sich verwandelt hätte. Trotzdem ist keine Zeit der jüdischen Geschichte reicher an diesen Hoffnungen gewesen, als die Jahrhunderte zwischen dem Aufstande der Makkabäer und der letzten grossen Erhebung der Juden gegen die Römer unter Kaiser Hadrian. Das ist die Zeit, da eine Offenbarungsschrift an die andere sich reiht, eine Weissagung an die andere, und der Inhalt aller dieser Offenbarungsschriften und Weissagungen ist immer wieder die Verkündigung der Nähe des Gottesreiches. Das Hoffen auf das Reich des Messias, und zwar in der lebendigen Form der Erwartung seines baldigen Kommens, kenn-

zeichnet also die Stimmung des damaligen Judentums. Freilich ist diese Hoffnung nicht überall gleich lebendig gewesen; sie ist in Einzelnen schärfer ausgeprägt als im ganzen Volk. Die Übung des Gesetzes wird von allen als Pflicht anerkannt; dagegen die Hoffnung auf das Reich des Messias lebte wohl auch in den Volksmassen, aber nur in bestimmten Kreisen suchte man sich genauere Vorstellungen vom Reich des Messias zu machen. Dass gerade in diesen Jahrhunderten immer wieder die Nähe des Gottesreiches verkündigt wird, liegt an den mancherlei entscheidenden Schicksalen, die damals das Volk Gottes trafen: nur einmal in der langen Geschichte Israels wird der Versuch gemacht, diesem Volk seinen Glauben und sein Gesetz zu nehmen, zur Zeit des vierten Antiochus; und in dieser Zeit erwartet das Buch Daniel den Anbruch des Gottesreiches. Der Makkabäer Simon giebt den Juden nach mehr als vierhundert Jahren der Knechtschaft zum erstenmal die politische Freiheit wieder; da preist ein Orakel der Sibylle die Tage dieses Herrschers als die Tage, da der unsterbliche König sich offenbart. Die Anmassung des Königstitels durch das hohepriesterliche Geschlecht der Makkabäer weckt wieder die Sehnsucht und den Glauben an die Nähe des verheissenen Königs aus dem Hause Davids: das lehren uns Abschnitte des Buches Henoch und einzelne Lieder aus den Psalmen Salomos. Die Entweihungen des Tempels durch Pompejus und später durch Caligula, die Zerstörung des Tempels durch Titus weckten immer wieder die Hoffnung auf baldige Erlösung Israels durch die Heiden; die Zerrüttung des römischen Reiches nach dem Tode Cäsars und wieder nach dem Tode des Nero gab gleichfalls Anlass zu der ganz bestimmten Erwartung, dass

jetzt der Messias komme: wir haben noch heute den urkundlichen Beweis für all diese Hoffnungen.

Doch sind diese Hoffnungen nirgends rein politischer Art; die Befreiung Israels von den Heiden oder die Herrschaft Israels über die Heiden ist bei keiner Schilderung des messianischen Heils der wichtigste Gesichtspunkt. Die Schriftgelehrten, welche diese Bilder entwarfen, hatten für die staatlichen Aufgaben eines selbständig unter anderen Völkern lebenden Volkes wenig Sinn. Wohl schildern sie, wie die Völker der Welt am Ende der Tage ihre Schätze dem Tempel in Jerusalem bringen, wie sie bei diesem Tempel das Gesetz Gottes lernen. Aber auch Israel bringt dann seine Schätze dem Tempel Gottes in Jerusalem; auch Israel erfüllt noch dann das Gesetz seines Gottes. Eine Freude über die Unterwerfung der Heiden durch Israel tritt kaum einmal hervor. Kampf und Streit haben dann überhaupt ein Ende. Das Reich des Messias ist ein Himmelreich: so wie es im Himmel schon jetzt vorhanden ist, so steigt es am Ende der Tage zur Erde nieder, ein Reich ewigen Friedens und ungestörter Freude. Alle Sünde, alles Leid wird dann aufhören, ein Tag der Fülle und des Segens wird für die Bürger dieses ewigen Reiches anbrechen.

Das sind Hoffnungsbilder, die darum nicht unwahr sind, weil sie sich so nicht erfüllt haben. Um die Wende unserer Zeitrechnung waren alle Vorbedingungen gegeben, dass aus dem Schosse des Judentums eine Weltreligion sich erhebe. Ein grosses, umfassendes Rechtsgebiet war vorhanden mit der höchsten Bildung und Gesittung, die bis dahin die Welt hervorgebracht hatte; in ihm zeigte sich allerorts ein hastiges Suchen nach einer Glaubensform, die gleichzeitig Verstand und Herz und Willen befriedigen konnte; von allen volks-

tümlichen Glaubensweisen des Reiches ist aber nur eine, die der höchsten Anschauung der Gottheit und menschlicher Vollkommenheit, wie sie auch die griechischen Denker gefunden hatten, wirklich entsprach; das Volk, das dieser Glaubensweise zugethan war, ist an allen grossen Plätzen des Reichs fest angesiedelt und wirbt Freunde für sein Gesetz und für seinen Glauben mit grossem Erfolg. Und doch wird dem zurückschauenden Betrachter mühelos klar, dass nicht dem Judentum selber die religiöse Herrschaft über die Welt zufallen konnte. Das Judentum ist keine fertige Religion: die Gedanken seiner Propheten sind in ihm nicht zu reinlicher Durchführung gekommen. Dass Israel vor den anderen Völkern in der Liebe Gottes nichts voraus habe, war schon im achten Jahrhundert v. Chr. mit aller Schärfe vom Propheten Amos verkündigt worden: trotzdem verlangten die Juden noch jetzt, dass jeder, der in Gemeinschaft mit ihrem Gott zu treten gedenke, sein Vaterland verleugne und sich ihrem Volke eingliedern lasse. Schon die Propheten hatten den Gottesdienst der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit über den Gottesdienst der Opfer und Festfeiern, sogar über den Gottesdienst des Gebetes gestellt; aber das spätere Judentum ordnet gleichgültig Gebot neben Gebot, Gesetz neben Gesetz; es erklärt sogar das Heilen am Sabbat für eine Sünde, weil man am Sabbat nach Gottes Willen nichts thun dürfe. So zittert zur Zeit der Begründung des römischen Kaiserreichs die Welt dem Manne entgegen, der von Gott auf den Plan gestellt ist, dass er die Weissagung der Propheten erfülle nicht nur für das eine Volk Israel, sondern für die weite, seiner Erscheinung harrende Menschheit.

Vierter Vortrag.

Jesus Christus.

Eine grosse Persönlichkeit in ihrer Eigenart zu schildern ist immer eine ebenso anziehende wie schwierige Aufgabe. Sie ist anziehend und lockend; denn in jeder grossen Persönlichkeit erschliesst sich uns aufs neue in besonderer Weise der mannigfaltige Reichtum und die wundersame Tiefe, die Gott dem menschlichen Wesen gegeben hat; die Aufgabe, eine grosse Persönlichkeit zu schildern, ist aber schwierig, weil das Auge jedes Betrachters immer nur so viel wahrnimmt, als es durch natürliche Fähigkeit, bisherige Gewöhnung und die Art und Weise, wie sein Gegenstand ihm gegenübertritt, wahrzunehmen imstande ist. So kann jede solche Schilderung immer nur einen bescheidenen Beitrag zur Erkenntnis der geschilderten Persönlichkeit bringen; eine völlige Erkenntnis erreichen wir bei schärfster Betrachtung nicht — schon wenn es gilt uns selbst zu erkennen, geschweige denn bei der Aufgabe, andere zu verstehen.

Aber die Betrachtung der Persönlichkeit, die uns heute vor das geistige Auge treten soll, ist noch in ganz besonders gesteigertem Masse zugleich anziehend und schwierig. Hier handelt es sich um ein Leben, das mit unser aller Leben verwachsen ist. Sonntag für Sonntag

wird auf allen Kanzeln und an allen Altären der Christenheit das Bild dieser Persönlichkeit den Gemeinden vor Augen geführt; in unseren Schulen wird schon den Kleinsten von Jesus Christus erzählt; in allen entscheidenden Augenblicken des Lebens, bei der Konfirmation, bei der Trauung, bei der Taufe unserer Kinder und wenn wir irgend ein Menschenherz, das uns lieb gewesen ist, in das Grab betten müssen, immer wieder tritt die Gestalt unseres Heilandes mahnend und warnend, versöhnend und tröstend uns gegenüber. Da kann es nicht fehlen, dass jeder allmählich seine besondere Auffassung dieser Person gewinnt; jeder findet eine Seite an ihrem Bilde, die ihm besonders wert ist; jeder liebt es auch, den Wert dieser Person in seiner Weise zum Ausdruck zu bringen.

Da wird sich also der Darsteller dieser Persönlichkeit von vornherein bescheiden müssen; er kann verständigerweise nicht erwarten, dass seine Darstellung allen Genüge thue. Sie wird immer den einen dürftig, den anderen einseitig übertrieben erscheinen. Jedenfalls aber muss das Streben unserer Darstellung dahin gehen, die älteste und ursprüngliche Kunde von Jesus, möglichst unvermengt mit späterer Überlieferung, zu einem in sich geschlossenen Bilde zu gestalten; ist dieses Bild der Persönlichkeit Jesu nach dem Masse unserer Kräfte treu gezeichnet, dann dürfen wir hoffen, zu einem klaren Verständnis ihrer Bedeutung in der Geschichte zu kommen und Recht oder Unrecht in den mancherlei Auffassungen ihres Wesens zu unterscheiden.

Die älteste Schrift über Jesus war nach glaubwürdiger Angabe eine Sammlung der Worte des Herrn in der Mundart seines Heimatlandes; ein Jünger Jesu, Matthäus, hatte sie verfasst; sie glich in ihrer Form einem der prophetischen Bücher des Alten Testamentes.

Diese Sammlung der Herrnworte besitzen wir heute nicht mehr; doch ist kein Zweifel, dass die Herrnworte selbst uns im wesentlichen erhalten sind, wie sie in dieser Sammlung zusammengestellt waren; sie sind eingefügt in die drei ersten unserer biblischen Evangelien, in die Evangelien nach Matthäus, Markus und Lukas.

Von diesen ist das Evangelium nach Markus nämlich die älteste Erzählung des Lebens Jesu, die uns erhalten wurde; es ist geschrieben, um durch seine Schilderung der öffentlichen Wirksamkeit Jesu die Sammlung der Herrnworte zu ergänzen; der Evangelist steht den geschilderten Ereignissen noch so nahe, dass er z. B. bei seinen Lesern Bekanntschaft mit den Söhnen des Simon von Cyrene, der Jesu Kreuz trug, voraussetzt. In den Evangelien nach Matthäus und Lukas sind nun das Markusevangelium und die Sammlung der Herrnworte zu einem Ganzen verschmolzen; aber ein Vergleich beider Evangelien zeigt, dass dieser Verschmelzung keine sichere Überlieferung zugrunde gelegt werden konnte: bei Matthäus erscheinen dieselben Worte des Herrn zu wenigen grossen Reden verarbeitet, die bei Lukas an weit auseinander liegenden Stellen als gelegenheitlich gesprochen sich darbieten.

Das Johannesevangelium hat ganz anderen Zweck als die drei ersten Evangelien. Seine Erzählung schliesst sich zum Teil an diese Evangelien an, folgt aber auch einer besonderen, uns sonst nicht zugänglichen Überlieferung. Doch viel wichtiger als der äussere Gang des Lebens Jesu ist dem Johannesevangelisten die Predigt von der Grösse seines Herrn; danach formt und gestaltet er seine Stoffe, die Erzählungen wie die Reden; und eben deshalb liegt darin, und nur darin, der bleibende grosse Wert dieses Evangeliums für die Christenheit.

Der Eigenart seiner Rede nach tritt Jesus zunächst ein in die Reihe der grossen Propheten Israels, die ganze prophetische Bewegung der alten Zeit findet in ihm ihren Abschluss. Freilich ist er von den Hauptträgern dieser Bewegung durch Jahrhunderte geschieden; aber er knüpft bewusst an sie an. Was ihn zur Predigt treibt, ist derselbe Glaube, der schon die Propheten Amos und Jesaja zur Predigt trieb, die Überzeugung, dass der Tag des Herrn als ein Tag des Gerichtes nahe sei. Ehe das um ihn lebende Geschlecht dahinstirbt, ehe seine Jünger die Predigt durch alle Städte des jüdischen Landes getragen haben, wird der Messias zum Gericht über die Welt erscheinen. Darum fordert Jesus Busse von denen, die seine Predigt hören; gleich den Sklaven, die nachts mit brennenden Fackeln und wohlgegürtet auf die Heimkehr des Hausherrn von einem Gelage warten, soll jetzt jedermann bereit sein, dem Richter der Welt zu begegnen. Aber dieser Richter bringt auch das selige Gottesreich. So ist Jesu Busspredigt zugleich eine Freudenbotschaft: ein Hochzeitsmahl ist bereit, und die Gäste sollen nur kommen!

Diesen Glauben an die Nähe des Gerichtes und Gottesreiches gewann Jesus nicht aus den Verhältnissen des damaligen Völkerlebens. Das unterscheidet ihn von den früheren Propheten. Die Welt um ihn ist eine andere, als die sie um die grossen Propheten gewesen ist. Israel bildet keinen wirklich selbständigen Staat mehr; darum beschäftigt sich Jesus kaum mit eigentlich staatlichen Fragen. Die Überzeugung, dass das Gottesreich unmittelbar nahe ist, gewinnt er vielmehr daraus, dass rings um seine eigene Person überall ihm die Zeichen des Gottesreiches sichtbar sind; nicht nur vermag er selbst durch die Macht seiner sieges-

gewissen Persönlichkeit allerlei leibliche Not zu heben; er weiss auch: wer seinem Worte folgt, der hat einen verborgenen Schatz im Acker, der hat eine köstliche Perle gefunden, um deretwillen er gerne alles andere dahingiebt; langsam und allmählich reift in ihm ein herrliches, durch nichts in der Welt überbietbares Glück heran; so finden die Mühseligen und Beladenen Ruhe für ihre Seelen. Jesus glaubt, dass das Gottesreich nahe ist, weil er durch seine Predigt Persönlichkeiten schafft, die vermöge ihres Wertes und ihres inneren Glückes als zum Gottesreiche gehörig sich ausweisen. Für solche Menschen liegt das Gottesreich eigentlich gar nicht mehr in der Zukunft, für solche Menschen ist es eigentlich schon vorhanden.

Freilich ist Jesus denen, die in seinem Volk als die Frömmsten galten und die sich selbst als die Frömmsten achteten, durchaus nicht als fromm erschienen. Er teilt mit den Propheten von Amos bis Jeremia den Gedanken, dass die echte Frömmigkeit sich weniger in gottesdienstlichen Handlungen als in Thaten der helfenden Liebe offenbare. So hat er einen ganz anderen Massstab für die Frömmigkeit als sein Volk. Darum teilt er auch das Los der Propheten und wird von seinem Volke verworfen.

Er lässt seine Jünger nicht fasten: der neue Wein seiner Lehre passt nicht in die alten Schläuche, in die Formen einer älteren Frömmigkeit; die Frömmigkeit soll ein ganz neues Gewand erhalten, nicht bloss einen Flicken auf das alte Kleid. Jesus hält nichts auf lange Gebete: Gott lässt sich nicht durch viele Worte bestimmen, das Vaterunser ist ein ebenso kurzes als reichhaltiges Gebet. Nur einmal redet Jesus vom Opfer; in Galiläa durften ja keine Opfer gebracht werden, sondern nur in

Jerusalem; Jesus meint: um sich mit seinem Bruder zu versöhnen, soll man auch das Opfer eine Zeit lang undargebracht am Altar stehen lassen. Besondere Freude machte es den jüdischen Schriftgelehrten, die Lehre vom Sabbat und den Reinheitsgeboten auszubauen; durch Sabbatfeier und ängstliche Sorge um Reinheit unterschied sich das Judentum auf das stärkste von allem heidnischen Wesen. Jesus giebt mancherlei Anstoss wegen Missachtung des Sabbats: seine Jünger bahnen sich am Sabbat einen Weg durchs Getreide; er heilt am Sabbat. Und in beiden Fällen erklärt er das nicht etwa selbst für eine bedauernswerte Übertretung, sondern er verteidigt das Handeln, das anderen Anstoss bereitet. Das eine Mal weist er hin auf König David: „auch David ging in das Heiligtum und ass Schaubrote, die das Gesetz nur den Priestern zu essen erlaubt“. David, das Vorbild israelitischer Frömmigkeit, hat das mosaische Gesetz übertreten: also giebt es Bestimmungen in diesem Gesetze, die einer verletzen mag, ohne dass darum seine Frömmigkeit Schaden erleidet: nicht alle Teile des Gesetzes sind in gleicher Weise verbindlich. So thun auch Jesu Jünger nicht Unrecht, wenn sie am Sabbat den Weg durchs Getreidefeld machen. Der Sabbat ist ursprünglich als Erholungstag gemeint; wer ihn durch einengende Satzungen aus einer Wohlthat zur Last und zur Plage macht, der verkennt den Willen Gottes, und seine scheinbar besonders grosse Frömmigkeit ist zum mindesten wertlos. Aber das Heilen am Sabbat hält Jesus geradezu für seine Pflicht; auch am Sabbat darf man doch nicht sündigen, und der thut Sünde, der achtlos an seinen Mitmenschen vorübergeht, wie der reiche Mann an Lazarus, wie Priester und Levit an dem Verwundeten im Gleichnis. Ähnlich verwirft Jesus ausdrücklich die das Leben einschnürenden und

einschränkenden Reinheitsgebote, die Bestimmungen über Reines und Unreines und über die gesetzliche Beseitigung solcher Unreinheit. Diese Reste einer uralten Frömmigkeit wirft er ganz beiseite. „Was von aussen an den Menschen herankommt", was er isst und trinkt, was er zufällig berührt, was sein körperliches Leben nur angeht, das verunreinigt nach dem Worte Jesu den Menschen nicht, das kann seinen Wert vor Gott nicht mindern und schmälern; was eines Menschen Wert bestimmt, sind die mancherlei Äusserungen seines Charakters. Die Pflicht, den Zehnten alles Ertrages und die jährliche Steuer an den Tempel zu zahlen, hält Jesus für bindend: aber wichtiger ist ihm Recht, Barmherzigkeit und Treue; die Erfüllung dieser Gottesforderungen macht freilich grössere Schwierigkeit, als die genaueste Erfüllung der Pflicht, den Zehnten zu geben. Während seines letzten Aufenthaltes in Jerusalem hat Jesus den Untergang des hochgepriesenen Heiligtums verkündet und die äusserliche Frömmigkeit gegeisselt, die sich in breiten Gebetsriemen und langen, durch volkstümliche Sitte geheiligten Quasten am Obergewande kundthat. So tritt für ihn überall der durch das Herkommen geheiligte Gebrauch, durch den man der Gottheit zu gefallen meint, zurück gegen die Aufgabe ernster Charakterbildung im Dienst an den anderen.

Es ist klar, dass diese Auffassung der Frömmigkeit viele verletzte. Die Pharisäer waren so stolz auf ihre strenge Reinheit, ihre Sabbatheiligung, ihre Fasten, ihre sorgsame Leistung des Zehnten, ihre langen Gebete; sie rühmten sich dieser Arbeit; und nun erklärt Jesus im Gegenteil, das sei eine viel zu leichte Auffassung der Frömmigkeit; es sei viel schwerer, seinen Charakter in Recht, Barmherzigkeit und Treue zu bilden, als den her-

kömmlichen heiligen Gebräuchen pünktlich nachzugehen. Eine solche Zurechtweisung wird immer bitter empfunden; hier aber hatten die Zurechtgewiesenen den Wortlaut des seit Jahrhunderten geheiligten Gesetzbuches für sich. Da musste man erwarten, dass solche Reden Jesu ihm nicht bloss Feindschaft, sondern Verderben bereiteten.

Freilich war trotzdem auch von den Anhängern der alten Frömmigkeit das Urteil über Jesus nicht ganz leicht zu gewinnen. Eins konnten seine Gegner ihm nicht absprechen: es lag ein ehrfurchtgebietender hoher sittlicher Ernst über Jesu Persönlichkeit, der sprach auch aus jedem seiner Worte. Sie stimmten ihm gerne zu, wenn er scharf betonte, dass es nichts Schlimmeres für den Menschen gebe, als einen anderen zur Sünde zu verführen. Wer solche Schuld auf dem Gewissen habe, der möge den unglücklichen Verbrecher beneiden, der nach dem Spruche des Richters an der tiefsten Stelle des Sees Gennezaret mit einem Steine am Halse versenkt wurde. Jesu Gegner waren auch einverstanden, wenn er streng hervorhob, lieber soll einer sein Auge, seine Hand, seinen Fuss hingeben, als dass er sich dadurch zur Sünde verführen lasse. Sie hatten kaum etwas einzuwenden, wenn er forderte, jeder solle zuerst den eigenen Fehler bekämpfen, den Balken aus dem eigenen Auge entfernen, ehe er sich als Erzieher der Andern aufspielen und den Splitter aus ihrem Auge ziehen wolle. Und wenn Jesus statt des Mordes den Zorn und das Scheltwort, statt des Ehebruchs schon den unlautern Blick nach dem Weibe des Andern für sündig und strafbar erklärte, wenn er statt blosser Erfüllung der Eidespflicht die strengste Wahrhaftigkeit, die keine Ausrede und keinen Hintergedanken zulässt, statt des Rechtes der Wiedervergeltung eine jedem Wunsch und

Verlangen des Andern weit zuvorkommende Geduld und Freundlichkeit predigte: — so war das freilich für die Pharisäer eine neue, ihnen bisher fremde Gedankenwelt von unendlicher Weite und Tiefe; aber zum Widerspruch lag auch hier für sie kaum ein Grund vor. Nur fanden sie sich nicht zurecht, wenn sie diese kräftige Abwehr alles Bösen mit dem freien Urteil Jesu über das heilige Gesetz verglichen: Jesus predigt Busse und fastet nicht, predigt Busse und bricht den Sabbat. So erhoben sie den furchtbaren Vorwurf, Jesus treibe durch Teufelsmacht die Teufel aus; er bekämpfe das Böse und stehe dabei selbst im Dienste des Bösen. Sie sehen, dass er sein Volk vom Gesetze losreisst, so mögen sie auch seine Busspredigt nicht mehr hören.

Nun litt es ja keinen Zweifel, auf welche Gebote Jesus bei seiner Busspredigt den Hauptnachdruck legte. Wie der Reiche von ihm den Weg zum ewigen Leben erfahren will, spricht Jesus zu ihm: Du kennst die Gebote, „Du sollst nicht töten, Du sollst nicht ehebrechen, Du sollst nicht stehlen, Du sollst kein falsch Zeugnis ablegen, Du sollst nicht berauben, ehre Vater und Mutter“. Das sind von den Zehngeboten genau diejenigen, die das Verhältnis des Menschen zum Menschen ordnen; die drei oder vier vorausgestellten rein gottesdienstlichen Gebote sind weggeblieben. Und ähnlich steht es, wenn Jesus, nach dem höchsten Gebot gefragt, das Gebot der Nächstenliebe als gleichwertig neben das vom Judentum immer hochgehaltene Gebot der Gottesliebe stellt: Die Liebe zu Gott, meint er, soll sich in der Liebe zum Mitmenschen bewähren. Wie die Erhabenheit des Höchsten sich darin offenbart, dass er seine Sonne aufgehen lässt über Gute und Böse und den Gerechten und Ungerechten unterschiedslos die Wohlthat seines Regens zusendet, so ver-

langt Jesus von den Seinigen eine unterschiedslose Güte gegen Dankbare und Undankbare, Freunde und Feinde: darin soll sich die Grösse ihres Charakters zeigen. Wie Jesus selber sein Leben in den Dienst anderer stellt, und um ihnen zu helfen, schliesslich dem Tode entgegenzieht, so soll der Ehrgeiz eines jeden seiner Jünger nur darin bestehen, dass er möglichst Vielen diene und nütze.

Freilich droht auch hier eine Gefahr, die Jesus gerade in den frommen Kreisen seines Volkes beobachtet hat: er warnt vor jeder Schaustellung eigener Rechtschaffenheit; die Linke soll nicht wissen was die Rechte thut, das Gebet gehört ins Kämmerlein, nicht an die Strassenecke; wer fasten will, der mag es im Verborgenen thun: die ernste Selbsterziehung soll durch keinerlei Rücksicht auf die Meinung der Leute gefährdet sein. Und trotzdem weiss Jesus, dass die Stadt auf dem Berge nicht verborgen, dass die gute Art seiner Jünger nicht dauernd unbemerkt bleiben kann; er will auch gar nicht, dass die Seinigen ängstlich das versteckt halten, was sie vor anderen voraus haben: ein Licht soll man nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter stellen; die Lebensauffassung Jesu will sich Geltung verschaffen. Also die Frömmigkeit soll ihren Weg ruhig gehen, ohne sich vorzudrängen, aber auch ohne sich zu verstecken.

Sie kann sich ja nicht verbergen: sie muss handeln, sie muss im Leben sich thätig erweisen. Jesus ist weit entfernt, in der Frömmigkeit nur die Andacht, das stille Gleichmass der Seele, oder gar das Festhalten an irgend einer besonderen Erkenntnis zu sehen. Er fordert von seinen Jüngern Thätigkeit. Es ist ein durchaus neuer, überaus wichtiger Grundsatz, den Jesus auf das schärfste geltend macht, dass auch jede Unterlassung des Guten Sünde ist. Der reiche Mann im Gleichnis ist straf-

bar, weil er dem armen Lazarus an seiner Thür nicht geholfen hat, während er herrlich und in Freuden seinen Reichtum Tag für Tag — vielleicht auch nicht ohne Anstrengung — geniessen wollte. Über den Priester und Leviten im Gleichnis spricht Jesus sein Urteil aus mit dem vom einen wie vom anderen gebrauchten Satz: „und da er ihn sahe, ging er vorüber". Der künftige Richter der Welt, wie Jesus ihn schildert, fragt nicht nach Volk und Herkunft des Einzelnen, nicht nach seinen Opfern und Gebeten, nicht nach seiner Treue gegenüber irgendwelcher alten Sitte: aber er fragt, er entscheidet nach dem Masse thatkräftiger Hilfleistung: jeder Hungrige, der nicht gespeist, jeder Entblösste, der nicht bekleidet wurde, jeder Obdachlose, der keine Aufnahme fand, reisst den gleichgültigen oder unbarmherzigen Menschen vom Messias und damit vom ewigen Heile los. Eine träge, behagliche Frömmigkeit kannte Jesus nicht. Gleich dem Sklaven, der den ganzen Tag draussen auf dem Felde gearbeitet hat und wenn er abends müde heimkehrt, seinem Herrn noch das Essen bereiten muss, so sollen Jesu Jünger unaufhörliche Thätigkeit bewähren. Wer den Willen Gottes thut, ist sein Verwandter; ihn freut es nicht, als Herr angerufen zu werden, wo man doch nicht thun mag was er sagt. Wer die Worte Jesu nur im Gedächtnis behält, aber nicht in sich verarbeitet und nicht draussen im Leben verwertet, dem wird schliesslich genommen was er hat; er gleicht dem steinigen Boden, auf welchem jedes Samenkorn verschwendet ist. — Auch dieses Drängen auf kräftige Bethätigung gefiel jedenfalls den Pharisäern; nur waren es nicht Werke helfender Liebe, die sie hauptsächlich von der Frömmigkeit verlangten, sondern Beschneidung, Sabbatheiligung, Fasten, Wallfahrten, Opferfeier, die Rein-

heit der Geräte, die Reinheit der Speisen, die Reinheit der Personen.

Zu solcher „Reinheit" rechneten sie auch die strenge Absonderung von den Sündern; die Pharisäer nehmen Anstoss daran, wenn sich einer, der fromm sein will, von einem sündigen Weibe berühren lässt; sie begreifen es nicht, wie ein Frommer mit verrufenen Leuten auch nur zusammen zu Tische sitzen kann. Wenn jemand mit Recht als Geselle von übelberüchtigten Zöllnern und Sündern bezeichnet wird, so ist damit in den Augen der Pharisäer sein Urteil gesprochen. Nichts liegt ihnen ferner, als verkommene Leute mit hilfsbedürftigen Kranken zu vergleichen. Jesus denkt anders. Er hält es für Sünde, an irgendwelcher leiblichen Not vorüberzugehen; ebenso beurteilt er es als Sünde, einen verirrten Menschen unbekümmert und gleichgültig auf dem falschen Wege zu lassen. Gerade die Verirrten bedürfen des treuen Seelsorgers, wie die Kranken den Arzt nötig haben. Und Jesus ist des Rechtes seiner Sache ganz sicher: er weiss, dass Gott selber auf seiner Seite steht. Wissen die Pharisäer nur von der strengen Heiligkeit Gottes, die sich wie von der Sünde, so auch von der Person des Sünders abkehrt, so weiss Jesus: Gott freut sich der Rettung der Verlorenen, wie sich jeder redliche Hirte freut, wenn er ein verirrtes Schaf zu seiner Herde zurückbringen kann; Gott freut sich, wenn ein Mensch von seinem verkehrten Wege ablässt, wie sich jede rechtschaffene Frau freut, wenn sie das verlorene Geldstück vielleicht nach langem, mühsamem Suchen wiederfindet. Und darum thut nach Jesu Auffassung in Gottes Augen der recht, der sich um die Rettung eines verlorenen Menschen bemüht. Jesus leugnet nicht die Schuld dessen, der auf Abwege geraten ist, aber wenn ein ernstes Wort

oder die Not des Lebens oder Gewissensangst einen Verirrten zum Vater zurückführt, dann nimmt der den verlorenen Sohn doch mit überschwenglicher Freude auf: er freut sich, dass er das Kind wieder hat, das ihm schon so gut wie gestorben war; er verlangt auch, dass das ganze Haus, jeder, der sich zum Vater rechnet, diese Freude mit ihm teile. In solcher Weise arbeitet Jesus daran, das verhängnisvolle Vorurteil zu brechen, das die Pharisäer mürrisch zur Seite treten lässt, sobald er darauf ausgeht, verlorene Menschen zu retten. Es gilt, einen schlimmen Riss zu heilen, der sein Volk zu zerspalten droht.

Und Jesus hat noch anderen Beweis für die Richtigkeit seines Thuns: er sieht die Seligkeit der Geretteten. Er sieht den Pharisäer und den Zöllner vom Gebet aus dem Tempel kommen; der schuldbeladene Zöllner hat in seiner Bitte um Vergebung seligen Trost gefunden; diesen Trost möchte Jesus auch dem Pharisäer gönnen, der innerlich arm zurückkommt, wie er innerlich arm hineingegangen ist: er weiss sogar seinem Gott nur von seiner eigenen Vortrefflichkeit zu erzählen. Die dankbare Frau, die im Hause des Pharisäers Simon Jesu Füsse mit Freudenthränen benetzt, ist doch viel glücklicher, als der frömmigkeitsstolze Mann, der sich würdig erachtet hat, den grossen Propheten heute bei sich einzuladen, und der voll Verachtung und Ekel auf sie herabsieht: sie hat durch Jesus einen Strahl der Hoffnung in ihr von Gewissensqual gepeinigtes Herz bekommen; sie weiss jetzt, dass sie trotz ihres verkehrten und verfehlten Lebens doch der Gnade Gottes noch teilhaftig werden kann, und Jesus spricht ihr frohgemut die Sündenvergebung zu, da sie bussfertig und vertrauensvoll sein Wort sich zu Herzen genommen hat: Gott kann ja den nicht verstossen, der ernstlich zu ihm gehören will.

Aber auch damit giebt er ein Ärgernis. Sünden vergeben, meinen die Gegner, sei allein Gottes Sache. Wie sie Gottes Willen nur aus dem Gesetz verkündigen mögen, ohne an das Recht eignen Urteils zu glauben, so wollen sie auch Sündenvergebung nur auf Grund des Gesetzes ausgesprochen wissen, wenn durch die vorgeschriebenen Opfer Gott in herkömmlicher Weise versöhnt ist. Aber Jesus verkündet frei nach eigener Erkenntnis Gottes fordernden und vergebenden Willen und ist überzeugt, keine Pflicht der Frömmigkeit damit zu verletzen. Doch der Widerspruch gegen die von ihm ausgesprochene Sündenvergebung hat noch tieferen Grund: die stolzen Frommen wollen in so schlechter Gesellschaft auch nicht ins Himmelreich kommen; im Gefühl ihrer eigenen ungebrochenen Güte mögen sie dem reuigen Sünder seine böse Vergangenheit nicht verzeihen. Da weist sie Jesus kräftig auf die eigene Schuld hin. Wer den Splitter im Auge des andern sieht, trägt oft den Balken im eigenen Auge. Der Gläubiger in dem Gleichnis erlässt die Schuld dem, der fünfhundert Denar schuldet, und dem, der nur fünfzig schuldet: es kann keiner ohne Gottes Vergebung das Geschehene ungeschehen und die Sünde wieder gut machen. Darum soll jeder dem andern vergeben, weil er selber Vergebung braucht. Wäre das Vergeben im menschlichen Charakter eine Schwäche, dann könnte es auch von Gott, dem Vollkommenen, nicht erhofft werden. Und doch brauchen wir alle Vergebung.

Doch es besteht ja gewiss ein Unterschied zwischen frommen und sündigen Menschen. Aber die Frommen gehen nach Jesu Wort auch ihres Vorzuges nicht verlustig: ist es denn nicht besser, immer im Vaterhause zu sein und alles, was dieses Vaterhaus bietet, geniessen zu können, als in der Fremde nach einem scheinbar lusti-

gen Leben so lange zu darben, bis man sich, äusserlich und innerlich gebrochen, zur Heimkehr entschliesst? Oder in einem anderen Bilde: ist es dem Tagelöhner nicht viel lieber, den ganzen Tag bei sicherer Aussicht auf den Lohn zu arbeiten, als mit der Aussicht auf Hunger und Entbehrung bis über den Mittag hinaus müssig zu stehen? So sind auch die im innersten Kern ihres Wesens unglücklich, die das rechte Ziel des Lebens lange nicht finden können. Und es verträgt sich sehr wohl mit der Gerechtigkeit Gottes, dass auch die Spätberufenen noch die volle Seligkeit des Gottesreiches finden.

Aber der Charakter des Pharisäers mit seinem kräftigen Selbstbewusstsein, mit seiner Sicherheit und Abgeschlossenheit scheint vielleicht doch einen Vorzug vor den Forderungen Jesu zu besitzen. Auch die thatkräftige helfende Liebe ist doch Selbstaufopferung, Selbstverleugnung; und die Religion soll uns zeigen, wie wir das eigene Selbst gegenüber einer uns scheinbar erdrückenden Welt zu behaupten vermögen. Kann denn Selbsthingabe, Selbstverleugnung auf die Dauer befriedigen? Ist es denn die volle Wahrheit, dass Geben seliger ist denn Nehmen? Der Pharisäer scheint gerade in seiner Überhebung und Selbstgenügsamkeit doch zufriedener zu sein, als der Jünger Jesu, der immer für andere arbeitet und dabei immer der Vergebung bedürftig ist.

Jesus will jedenfalls nicht, dass man in der Selbsthingabe sich selbst verliere. Er schätzt an Johannes die Festigkeit, die dem wehenden Sturme nicht nachgiebt: Johannes war kein Rohr, das der Wind hin- und herwehet. Wer dem Worte Jesu folgt, den vergleicht Jesus mit dem klugen Mann, der sein Haus auf den Felsen gegründet hat: er wird unerschütterlich fest gegenüber den Einflüssen und Eindrücken der Aussen-

welt. Als der Jünger Simon in seinem Meister den Messias erkannt hat, da bezeichnet ihn Jesus mit dem Namen des Felsen (Petrus) und rühmt es in lautem Lobpreis, dass Not und Entbehrung, der Widerspruch aller äusseren Verhältnisse den Glaubensmut des Jüngers nicht gehemmt haben. Selbst Gottes Güte erscheint Jesus am grössten da, wo sie, sich unerschütterlich gleich bleibend, giebt, ohne nach Verdienst und Würdigkeit des Empfängers ihrer Wohlthaten zu fragen. Diese unerschütterliche Festigkeit tritt als zuversichtlicher Glaube auf, wo es gilt, Berge durch ein Wort in das Meer zu stürzen, also scheinbar Unmögliches zu leisten: Jesus hat es an sich erfahren, was freudige Siegesgewissheit in der Welt vermag. Diese unerschütterliche Festigkeit zeigt sich auch in mutigem Handeln, wo alles verloren scheint: auch der Schuldbeladene soll sich nicht in hilflosem Grübeln verzehren, sondern in helfender, fördernder Thätigkeit den eignen Wert feststellen, wenn er auch Geschehenes nicht ungeschehen machen kann — wie sich unter den Kindern der Welt der schlechte Haushalter, der seines Herrn Gut verschleudert hat, durch geschmeidige Willfährigkeit gegen die Schuldner seines Herrn noch zu helfen weiss. Und diese unerschütterliche Festigkeit der Jünger hat ihren sicheren, zuverlässigen Grund. Sie wissen, dass der Vater im Himmel jeden Bussfertigen aufnimmt; so darf die kleine, um Jesu Busspredigt gesammelte Schar nicht zweifeln, dass sie bei Gott nicht verstossen ist, auch wenn die Menschen sie von sich gestossen haben. Und seitdem Jesu Jünger wissen, dass sie den gottgeliebten Messias in ihrer Mitte haben, seitdem hat sich das Geheimnis seiner ruhigen Kraft und Zuversicht auch auf sie übertragen: der Messias und wer zum Messias gehört, mag wohl jetzt in der Welt leiden, aber die Zukunft gehört ihm.

Alle seine Worte richtete Jesus an sein Volk; es war eine Ausnahme von der Regel, wenn er einmal mit einem Heiden zu thun hatte. Auch seine Jünger sollen sich bei ihrer Predigt an dieses Volk halten. Wie Jesus als Flüchtling aus dem Gebiete seines Volkes weichen muss, empfindet er aufs härteste diese Lähmung seiner Arbeit, und er möchte am liebsten gar nicht wirken, nachdem ihm die Einwirkung auf sein Volk unmöglich geworden ist. Aber der Inhalt des Gotteswillens, den seine Predigt verkündigt, weiss nichts von der Beschränkung auf irgend ein Volk; alle Völker stehen vor dem Richterstuhl des Messias, und der scheidet die Menschen nicht nach ihrem Volkstum, sondern allein nach ihrer Barmherzigkeit. So ist hier aus dem Judentum ein Glaube erwachsen, der über das Judentum hinausweist.

Es musste zwischen Jesus und seinem Volke zu einem offenen Bruche kommen. Er trat frühe genug ein. Der gewaltige Bussprediger aus Nazareth predigte freilich nur in den kleinen Orten Galiläas, vor allem in der Nordwestecke des Sees von Tiberias, im Gebiet von Magdala, Kapernaum und Bethsaida, einem wenig bedeutenden Landstrich, und doch betrachteten die Schriftgelehrten nur mit missgünstigen Augen seinen grossen Erfolg; er mahnte nicht bloss, er tröstete nicht bloss, er half wo Not war: er hielt es ja für Sünde nicht zu helfen, und er hat es als seine Erfahrung am Ende seines Lebens ausgesprochen, dass auch das scheinbar Unmögliche gelingt, wenn es mit Zuversicht begonnen wird. Da schien er sich Blössen zu geben: seine Jünger fasteten nicht, er sass mit verworfenen Leuten zu Tische, er liess seine Jünger das Sabbatgebot verletzen und verletzte es selbst.

Da wird man auch in Jerusalem aufmerksam. Schriftgelehrte aus der Hauptstadt kommen und beobachten, ob Jesus und seine Jünger das geheiligte Herkommen einhalten. Sie greifen ihn an, weil seine Jünger die Hände nicht waschen, ehe sie essen. Das ist gegen die Vorschrift der Ältesten in Jerusalem. Aber ohne Scheu erklärt Jesus, dass die Vorschriften, die von Jerusalem kommen, für ihn keine Geltung haben. Lehren doch diese Vorschriften, die Gabe an den Tempel sei wichtiger als die Gabe an die hilfsbedürftigen Eltern. Und laut ruft Jesus allem Volk zu, dass äussere Dinge den Menschen nicht verunreinigen, dass er aber unrein ist, wenn von seinem Innersten unreine Äusserungen ausgehen. Damit greift Jesus ganze Reihen heiliggeachteter Gottesgebote an. So muss er fliehen. Nur wenige seiner Getreuen begleiten ihn.

Es ist eine ernste Entscheidungsstunde. Einer der Mitfliehenden darf nicht mehr an der Beerdigung seines Vaters teilnehmen; ein anderer darf sich nicht von den Seinigen verabschieden: wer die Hand an den Pflug legt, soll nicht zurücksehen. Aber den, der begeistert kommt, um ihm nachzufolgen, macht Jesus auf die Entbehrungen aufmerksam, die seiner warten: Füchse und Vögel, heimtückische und leichtfertige Menschen finden ihr Unterkommen, aber das Menschenkind, das dieses Namens sich wert zeigt, hat nicht wohin es sein Haupt lege. Voll Schmerz ruft Jesus sein Wehe aus über die Orte, die sein segensvolles Wirken erfahren haben und ihn doch von sich stossen. So wandert er mit seiner Schar hinaus ins Phönikerland; aber er betrachtet seine Verbannung nicht als ein Gottesurteil, das gegen seine Sendung Zeugnis ablegte: auch Elia ging nach dem phönikischen Zarpat und half dort einer Witwe, auch Elisa heilte den syrischen

Heiden Naëman. Jesus kommt nördlich bis Sidon, dann kehrt er auf heidnischem Boden zum Gennezarethsee zurück. Ein Versuch hier wieder zu wirken misslingt: „der Gesetzesfeind soll ein Zeichen vom Himmel aufweisen, damit man ihm glaube!“ Aber nach Jesu Auffassung bedarf das Wort des Propheten und Weisen solcher Beglaubigung nicht: der Prophet Jona fand ohne ein Himmelszeichen Glauben in dem heidnischen Ninive; nur um der Weisheit König Salomos willen kam die Königin von Saba nach Jerusalem. So zieht Jesus wieder das Jordanthal hinauf bis in die Dörfer von Cäsarea, der Hauptstadt des Herodessohnes Philippus.

In dieser Gegend sprechen Jesu Jünger von der hohen Meinung, die man doch vielfach von ihrem Meister hege. Einer der grossen Propheten scheine in ihm wiedererstanden zu sein; er gilt als ein Vorläufer des Messias. Da will Jesus die Meinung seiner Jünger über ihn hören. Der älteste Freund Jesu, Simon, in dessen Hause zu Kapernaum Jesus lange als Gast gelebt hatte, giebt die entscheidende Antwort: du bist der Messias. Das war für die Gemeinde Jesu das lösende Wort; damit eroberte sie gewissermassen den jüdischen Boden für sich zurück, ehe sie ihn wieder betrat. Ist sie die Gemeinde des Messias, so steht sie im angestammten Glauben, ob sie das jüdische Gesetz und die Anordnungen des Hohenrates von Jerusalem auch verwirft. Ja sie erklärt, dass in ihrer Mitte das Israel zu finden sei, dem die Verheissung gegeben ist. Was ihr nun auch droht, sie gehört zum Messias, und dem Messias gehört die ewige Welt. Und Jesus ruft seinen Jüngern zu, dass kein Häkchen von den Verheissungen des Gesetzes verloren gehe, bis sich alles erfülle.

Er preist den Jünger selig, der in so schwerer Stunde

über alle Hemmnisse hinweg den Glauben gefunden hat, dass sein Meister der Mann sei, dem von Gott die Herrschaft über alle Welt verheissen wurde. Damit hat Simon nur ausgesprochen, was Jesus selbst in heiligster Stunde über sich gehört hat, damals als er aus seinem Heimatdorfe Nazareth zu dem einsamen Büsser am Jordan gepilgert war und, mächtig berührt von der männlichen Festigkeit dieses Propheten, sich von ihm taufen liess, um das Gelübde heiligen Lebens in Erwartung des nahen Gottesgerichtes darzubringen. Da hatte sich der Himmel über ihm geöffnet, er hatte den Geist Gottes gleich einer Taube auf sich niederschweben sehen, er hatte die Stimme über sich gehört: „du bist mein lieber Sohn, an dir habe ich Wohlgefallen". Das hatte seitdem ihm Kraft gegeben in allen Entbehrungen des Lebens; aber gehorsam dem Willen Gottes hatte er niemals versucht, der Welt zu zeigen, dass Gottes Engel ihm jederzeit schützend zur Seite stünden, und gehorsam dem Willen Gottes hatte er auch niemals eigenmächtig den Arm nach der Weltherrschaft ausgestreckt, die dem Sohne Gottes verheissen ist. Gott wird ihm einst alle Herrlichkeit des Messias geben, das ist der feste Glaube, der bisher unausgesprochen in seiner Brust lebte und der auch jetzt durch die Jünger nicht vorzeitig kundgegeben werden soll. Es ist ein heiliges Geheimnis, das ihnen anvertraut wurde; sie dürfen es nicht laut werden lassen, ehe Gott es ihnen befiehlt.

Im Messiasbekenntnis des Petrus sieht Jesus nämlich auch einen Vorboten seines Todes. Der starkgemute Glaube seines Jüngers muss dem Meister gefährlich werden. Es war schwer zu glauben, dass ein armer, mancherlei Entbehrungen ausgesetzter Mann der Messias sei; es war aber in den Augen des jüdischen

Volkes unerträglich, dass der für den Messias erklärt wurde, der gegen das heilige Gesetz und gegen die Weisungen des zur Behütung der Frömmigkeit eingesetzten Hohenrates laut predigend auftrat. Darum sieht Jesus bestimmt noch ein ganz anderes Schicksal für sich voraus, als die Verbannung, die er bisher erlitten hatte und die den herkömmlichen Vorstellungen über den Messias schon völlig zuwiderlief.

Jetzt, da ihn wenigstens einer von seinen Jüngern im tiefsten Wesen verstanden hat, ist Jesus freilich entschlossen, nicht mehr unstät im heidnischen Lande umherzuschweifen; die Liebe zu seinem verlorenen und verirrten Volke drängt ihn, noch einmal mit möglichst weithin hörbarer Busspredigt inmitten seines Volkes aufzutreten; er will da predigen, wo nicht bloss die Bevölkerung weniger Dörfer, sondern ganz Israel seine Gerichtsdrohung hören muss, in Jerusalem selbst. Aber er täuscht sich in keiner Weise über die Folgen. Sein Messiasglaube hat ihm wohl bisher Kraft gegeben, vieles Ungemach zu ertragen; er wird ihm dann auch die Kraft geben, in den Tod zu gehen; aber sein Messiastum hat ihn bisher vor keinerlei Entbehrung und Verfolgung geschützt, sein Messiastum wird ihn auch in Jerusalem nicht vor schmählichem Tode schützen. So fordert er von denen, die bisher auf der Flucht seine Genossen gewesen sind, dass sie sich mit ihm jetzt zum Todesgang rüsten; sie sollen sich betrachten gleich den unglücklichen Verurteilten, die schon ihr Kreuz zur Stätte der Hinrichtung tragen. Aber sie sollen auch mit Jesus die Hoffnung teilen, dass, wenn sie mit ihm untergehen, auch die Herrlichkeit des zukünftigen Reiches ihnen zuteil werden wird. Jesus selbst wird durch seinen Tod zu der dem Messias verheissenen Herrlich-

keit kommen und wird sich in seiner Herrlichkeit gerne zu denen bekennen, die sich in den Tagen, da er verfolgt und verraten ward, mutvoll zu ihm bekannt haben. Als Genossen des Messias werden sie am Reiche des Messias teilhaben, wenn sie zuvor mit ihm in den Tod gegangen sind.

So zieht Jesus nach Jerusalem. Noch einmal berührt er seine erste Wirkungsstätte, seine Jünger verschenken in Kapernaum was sie haben; sie denken an keine Rückkehr. Auch unterwegs verlangt Jesus von denen, die sich ihm anschliessen, dass sie alle ihre Habe verschenken: wer mit ihm zieht, der zieht in den Tod, aber durch den Tod auch zur Herrlichkeit. Wie stark diese Erwartung die Gemüter seiner Jünger aufregte, zeigt die Bitte der Zebedäussöhne. Sie verlangen die Ehrenplätze zu seiner Rechten und Linken im Reiche Gottes. Aber Jesus sagt ihnen nur zu, dass sie mit ihm sterben werden: die Ehrenplätze des Gottesreiches kann er nicht verteilen; er selbst empfängt ja die ihm verheissene Herrlichkeit aus des Vaters Hand.

Noch während des Zuges nach Jerusalem müssen auch die Jünger von dem Glauben, dass Jesus der Messias sei, schweigen; sie dürfen das Heilige nicht den Hunden geben. Aber in Jerusalem selbst tritt Jesus von Anfang an als der künftige Messias auf gehorsam dem Mahnworte des Propheten: „saget der Tochter Zion: siehe, dein Heiland kommt“. Deshalb reitet Jesus nach dem bei Sacharja gezeichneten Bilde des Friedenskönigs auf dem Füllen einer Eselin in Jerusalem ein, und die begeisterten Jünger geben durch ihre Zurufe die Erklärung zu dem nicht jedermann sofort verständlichen Bilde. Am zweiten Tage nimmt Jesus auf dem Vorplatz des Tempels mit seinen Jüngern die gewaltsame Tempelreinigung vor: was

ihn empört, ist die Habsucht Jerusalems, das die Frömmigkeit der Pilger zu Erwerbszwecken ausnützt. Auch dabei nennt sich Jesus deutlich als den Messias, der an Stelle dieses entweihten, vergänglichen Heiligtums demnächst einen Tempel aufrichten wird, der doch nicht von Menschenhand gebaut ist, den himmlischen Tempel, der mit allen himmlischen Gütern am Ende der Tage auf die verklärte Erde zum Reiche des Messias nach der Erwartung des jüdischen Volkes herniedersteigen sollte. Trotz des gewaltsamen, die alte Gewohnheit empfindlich störenden Vorgehens Jesu wagt der Hoherat doch einen ganzen Tag hindurch nicht, das Recht der Käufer und Verkäufer auf dem Tempelplatze zu wahren; er weiss, dass hier allerdings Schäden sind, die jeder fromme Israelit kannte. Erst am folgenden, dritten Tage fragt er Jesus nach dem Recht seines Vorgehens. Aber Jesus beruft sich auf dasselbe Recht, das auch der Täufer bei seiner Busspredigt hatte, auf das Recht, das Gott dem Propheten giebt. Dann aber wendet sich Jesus im Gleichnis von den bösen Weingärtnern unmittelbar gegen den Hohenrat, erklärt ihm, Gott werde ihm die Hut über seinen Weinberg nehmen, weil er, wie vordem seine Knechte, so jetzt seinen Sohn töte. Also auch hier bezeichnet er sich als den Sohn Gottes, als den Messias.

Da wird er auf jede Weise bekämpft; er wird gefragt: soll Israel dem römischen Cäsar Steuer zahlen? er wird gefragt, wie sich die gesetzliche Forderung der Wiederverheiratung der Witwe mit dem Glauben an ein ewiges Leben nach dem Tode vertrage; dann soll er einem wissbegierigen Schriftgelehrten Bescheid geben, welches das wichtigste Gebot im Gesetze sei. Und sobald er am vierten Tag morgens im Tempel erscheint, soll ihn seine Sünderliebe zu Falle bringen: eine Ehebrecherin wird ihm

vorgeführt, dass er über ihre Bestrafung entscheide. Bei all dem bewährt sich die wunderbare Klarheit und Schlagfertigkeit seines Geistes: er findet überall sofort die rechte Antwort. Heidnisches Geld an den heidnischen Kaiser zu zahlen, kann Gottes Dienst nicht widersprechen; die Auferstandenen leben gleich den Engeln unter anderen Bedingungen als hienieden; Gott rühmt sich noch dem Mose als der, der Abraham, Isaak und Jakob treulich geführt, also auch im Tode nicht verlassen hat; das Gebot der Gottesliebe ist das höchste, aber das Gebot der Nächstenliebe steht diesem höchsten Gebote gleich; die Ehebrecherin verdient den Tod, aber nur ein Schuldloser soll das Gericht an ihr vollziehen. Das ist Jesu sittliches Urteil; die Erhaltung der öffentlichen Rechtsordnung ist nicht seine Aufgabe.

Dann aber greift Jesus selber die Schriftgelehrten an: sie verstehen die Schrift nicht, wenn sie den Messias als einen Sohn Davids bezeichnen; denn David nennt den Messias in einem Psalm seinen Herrn. Und in seiner letzten öffentlichen Rede bekämpft Jesus noch einmal die falsche pharisäische Frömmigkeit, wie die Schriftgelehrten sie fordern, die das unverstandene heilige Herkommen hochachtet, aber die Pflichten des Menschen gegen den Menschen gering schätzt. — Dass sich Jesu klares Urteil durch das Äussere nicht bestechen lässt, bewährt er noch, wie er zum letztenmal aus dem Tempel weggeht: da preist er die geringe Gabe der armen Witwe, die doch viel grösser sei als alles, was irgend ein Reicher von seinem Überflusse spendet. Dann sitzt er mit seinen Jüngern gegen Abend noch jenseits des Kidron am Ölberg und spricht mit ihnen von dem Kommen des Gottesreiches.

Mit seiner scharfen Absage an den Hohenrat hatte Jesus in den Augen der Machthaber sein Urteil ge-

sprochen: man kannte ihn von Galiläa her als Gesetzesfeind, und dieser Gesetzesfeind hatte sich jetzt dreimal öffentlich als den künftigen Messias bezeichnet: so glaubte man ihn wirklich nicht schonen zu müssen. Nur suchte man ihn in der Stille irgendwo festzunehmen, um keinen Widerstand bei der Bevölkerung zu finden. Einer seiner Zwölf gab sich dazu her, den Ort, wo Jesus die Nacht über blieb, den Feinden zu verraten. Jesus hatte von Anfang an sicher mit seinem Untergang in Jerusalem gerechnet. Diese Erwartung hatte ihn schon auf dem Zug nach Jerusalem begleitet. Am Abend nach seinem Einzug salbt ihn eine Frau in Bethanien. Da erklärt er, das sei eine Vorwegnahme der Salbung seines Leichnams. Dem Hohenrat ruft er zu: die bösen Weingärtner werden den Sohn töten, wie sie die Knechte getötet haben. Auch jetzt sieht er klar seinem Ende entgegen. Als er abends mit seinen Jüngern zu Tische sass, erklärte er, es sei nun das letzte Mal, dass er mit ihnen vom Gewächse des Weinstocks trinke, bevor sie in Gottes Reich wieder miteinander vereinigt seien; und wie ihm das Brot unter den Händen zerbricht, mahnt ihn das an seinen demnächst für seine Jünger gebrochenen Leib: ihnen öffnet sich das Gottesreich erst, wenn er durch den Tod zu der ihm verheissenen Herrlichkeit gekommen ist; und wie er nach Tisch bei dem Becher etwas von dem Weine vergiesst, da mahnt ihn das an sein Blut, das vergossen werden muss, damit der neue Bund zwischen Gott und den Menschen zustande komme, da Gott frühere Sünde vergiebt und das Herz gegen künftige Sünde wappnet: denn wer an der Herrlichkeit des Gottesreiches einmal teilhat, der wird dann nicht mehr sündigen. Die Abendmahlsworte sind die letzte und tiefste Deutung, die Jesus selbst seinem Tode gegeben hat. Durch seinen Tod

wird es möglich, dass seine von mancherlei Schuld gedrückten und auch der Versuchung noch leicht zugänglichen Jünger trotz ihrer Sünde am Reiche Gottes teilhaben, in dem alle Sünde überwunden sein soll. Sie gehören zu ihm, der jetzt im Gehorsam gegen Gott in den Tod geht: da wird Gott sie nicht von sich stossen.

Jesus erwartet also seinen Tod in nächster Zeit; ehe die Hähne am nächsten Morgen krähen, wird ihn Petrus verleugnet haben. Und er wird noch in dieser Nacht verhaftet; man will vor Beginn des Passah, das am nächsten Abend eintritt, den Urteilspruch schon vollzogen wissen. So kommt der Hoherat gegen alle Gewohnheit in der Nacht zu einer Gerichtssitzung zusammen; auch Belastungszeugen sind erschienen; aber man kann kein Urteil sprechen, weil Jesus in diesem Kreise schweigt, und weil die Aussagen der Zeugen hinsichtlich einzelner strafbarer Worte nicht übereinstimmen. Da weiss der Hohepriester Rat. Er beschwört Jesus, dass er sich über seinen Messiasanspruch äussere. Und mit schneidender Schärfe des Ausdrucks bekennt sich Jesus als den Messias, der demnächst zum Gericht über diese seine Richter erscheinen werde. Jetzt zerreisst der Hohepriester im Entsetzen über die frevle Anmassung des weitbekannten Gesetzesfeindes sein Gewand; er giebt das Wort, dem alle anderen sofort beistimmen: vor den Ohren des Hohenrates hat Jesus Gott gelästert; er hat ausgesagt, Gott werde einen Frevler zum Richter der Welt machen. Da ist das Urteil gesprochen. Aber der römische Statthalter nur kann es vollziehen. Der Messias ist der verheissene König Israels. So verklagt der Hoherat Jesus als einen Empörer, der den Frieden des römischen Reiches gefährde. Unruhen gab es damals oft in Palästina; Jesus hatte seine Anhänger; er hatte mit ihnen den Tempelplatz ge-

waltsam gereinigt und vieler Menschen Erwerb dadurch empfindlich gestört; die oberste jüdische Behörde bezeichnete ihn als gefährlich für Rom: so kann es uns nicht wundern, dass Pilatus das Urteil bestätigt und vollzogen hat.

Der Hohepriester und sein Anhang mochten befriedigt das Passahfest feiern: Jesus und seine Sache schienen vernichtet zu sein. In der Nacht der Verhaftung waren die Jünger zersprengt und auseinandergescheucht worden: nur einer war bis in den Hof des Hohenpriesters mitgegangen; aber da hatte auch er schmählich jede Bekanntschaft mit seinem Herrn verleugnet. Doch die Sache Jesu war nicht gestorben. Derselbe Petrus, der immerhin am treusten bei Jesus geblieben war, sah nach dem Zeugnis des Paulus zuerst den auferstandenen Herrn; da sammelt sich wieder um ihn der Kreis der Zwölf, und da ihnen Petrus sein Erlebnis erzählt hat, sehen auch sie den verklärten Meister; bald überträgt sich ihre Begeisterung auf viele, die Jesus früher in Galiläa nachfolgten: über fünfhundert sehen gleichzeitig die Erscheinung Jesu; dann wird einer seiner Brüder, Jakobus, durch eine Erscheinung des Auferstandenen der Gemeinde gewonnen. Nun entschliesst sich eine grössere Schar galiläischer Anhänger, auf eine Erscheinung Jesu hin, zur Rückkehr nach Jerusalem: der feste Grund zur Weiterentwicklung der christlichen Sache ist gegeben.

Als Jesus in der ersten glücklichen Zeit seines öffentlichen Wirkens auch in seinen Heimatort Nazareth kam und daselbst in der Synagoge predigte, da konnten sich die Leute von Nazareth nicht darein finden, dass der Zimmermann, den sie alle von klein auf und wieder aus

seinem Handwerke kannten, dessen Mutter, Brüder und Schwestern noch jetzt in ihrer Mitte wohnten, als ein Bussprediger unter ihnen auftrat. Die Erfahrung, die Jesus damals machte, macht er in gewisser Weise noch heute. Wenn er auch tiefer als Jonas und weiser als Salomo Worte ewiger Wahrheit zu uns redet, so will uns doch der einfache Zimmermann von Nazareth nicht gefallen, solange wir sein Bild nicht mit unsern und andrer Menschen Gedanken geschmückt oder vielmehr entstellt haben.

Und doch weist uns die Gestalt Jesu ebenso wie sein Predigtwort auf das allerschärfste zu der Erkenntnis hin, dass der Wert einer Persönlichkeit nicht in ihrer Herkunft, nicht in ihren Erlebnissen, nicht in äusseren Erfolgen, sondern einzig und allein in den Äusserungen ihrer geistigen Eigenart zu finden ist. Jesus ist doch als Feind der frommen Sitte von den Hütern dieser Sitte verfolgt worden; er ist als Gotteslästerer den schmählichen Kreuzestod gestorben; wer sich an fremdes Urteil angesehener Männer hält, wer nach dem Ausgang fragt, der kann hier den Messias nicht sehen. Aber Jesus preist seinen Simon, weil er trotz aller Erfahrung dennoch in ihm den Messias gefunden hat.

Es ist eine feste geschichtliche Thatsache, dass Jesus durch sein Wort Kranke geheilt hat; es ist eine feste geschichtliche Thatsache, dass Jesus nach seinem Tod seinen Jüngern als der auferstandene Herr erschienen ist. Aber nicht dadurch sind sie zum Glauben an ihn als den Messias gekommen. Das Göttliche will nicht als etwas Besonderes neben dem Menschlichen, es will gerade in der menschlichen Eigenart Jesu gefunden sein. Die Grösse Jesu liegt in den geistigen Gütern, die wir ihm verdanken. Diese geistigen Güter müssen sich der Welt kundthun, wie die Stadt auf dem Berge nicht

verborgen bleiben kann. So lässt sich auch die Gabe Jesu an die Menschheit recht wohl in Worte fassen.

Durch ihn ist an die Stelle einer suchenden Religion die Religion der Gewissheit getreten. Wie er selber durch seinen Messiasglauben über alle Schwierigkeiten des Erdenlebens fröhlich hinwegsah, so will er, dass die, welche zu ihm, dem Messias sich halten, siegesgewiss trotz Sünde und Tod einem ewigen künftigen Heile entgegensehen. Das giebt ihnen eine Festigkeit und eine Herzensfreude, die durch nichts in der Welt gestört werden kann. Und solche Gewissheit ist nicht an die Erfüllung irgendwelcher besonderen Gebräuche gebunden; aber wer zu Jesus als zu seinem Messias (oder: Christus) hält, der nimmt das Recht zu diesem Glauben ebendaher, woher Jesus selbst das Recht genommen hat, an sich als an den Messias zu glauben.

Scheinbar hatte ja Jesus durchaus nichts vom Messias an sich, und doch wusste er, dass die Stimme, die er am Jordan über sich gehört hatte, nicht trügerisch ihm etwas Falsches vorspiegelte. Er wusste, dass er eine Gerechtigkeit kannte, die höher war, als die der Pharisäer und Schriftgelehrten. Für ihn war die Gerechtigkeit aus einer Sache der Formen ganz und gar eine Sache des Charakters geworden; nur der Charakter entschied ihm über den Wert eines Menschen, und wertvoll war ihm nicht die selbstsüchtige, im Gefühl eigener Kraft sich spiegelnde, sondern nur die selbstlos dem Dienste Anderer sich weihende Persönlichkeit. Weil er so Gottes Willen tiefer und kräftiger erfasst hatte, als irgend einer der früheren Gottesgesandten, deshalb erschien es ihm selbst nicht als strafbare Überhebung, dass er an sich als an den Messias glaubte, dem alle Herrlichkeit von Gott bestimmt sei; und wenn mitten in Flucht

und Verfolgung Simon in seinem Meister den Messias erkennt, so glaubt er an die künftige Herrlichkeit dieses von seinem Volke verstossenen Mannes, weil er — wie das Johannesevangelium ihn so schön sagen lässt — bei ihm Worte des ewigen Lebens gefunden hat.

Im Dienst an den Anderen erschliesst Jesus das höchste Ziel menschlichen Lebens; so mag er wohl auch die Gewissheit ewigen Heiles bringen; wer aber von Jesus beides empfängt, das höchste Gesetz und den unerschütterlichen Halt in den Kämpfen und Stürmen der Welt, dem ist damit Jesus zum Heiland und zum Versöhner geworden: er weiss, dass selbst seine Schuld ihn nicht von Gott losreisst. Da fliesst ihm die Gestalt Jesu notwendig mit dem Bilde seines Gottes zusammen. Durch ihn kennt er Gottes fordernden und vergebenden Willen; durch ihn ist er seines ewigen Heiles gewiss; durch das Kreuz Jesu sind ihm auch die Leiden und Sorgen des Erdenlebens verklärt. Da ist ihm das Wort des Apostels nicht bloss ein schöner Gedanke, sondern eine sein eigenes Leben mächtig bestimmende und über alles unsichere Schwanken erhebende Erfahrung:

Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit sich selbst.

Fünfter Vortrag.

Die Eroberung der Welt durch die Kirche.

In unseren Evangelien finden sich Worte Jesu, die es recht zweifelhaft erscheinen lassen könnten, ob das Christentum von Anfang an als eine Weltreligion gedacht war. Wohl schickt Jesus seine Jünger schon frühe zur Predigt seines Evangeliums paarweise aus; aber unter den Ratschlägen, die er ihnen mit auf die Reise giebt, steht zuvörderst die Weisung: „Zieht nicht auf heidnischer Strasse und geht nicht in eine samaritische Stadt; wandert vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel". Und als Jesus selber mit den Seinigen später notgedrungen das jüdische Gebiet verlässt, weil die Schriftgelehrten aus Jerusalem die Bevölkerung öffentlich vor ihm warnen, da ist ihm das eine harte, bittere Schickung Gottes. Das tritt am deutlichsten hervor in der Erzählung von dem heidnischen Weib, das Jesus um die Heilung seiner Tochter bittet. Er, der sonst immer hilfsbereit ist, der das Vorübergehen an fremder Not für eine strafbare Sünde achtet, zögert diesmal mit seiner Hilfe. „Lass zuerst die Kinder satt werden; es ist nicht recht, wenn man den Kindern das Brot nimmt und den Hunden vorwirft" ist seine erste, abweisende Antwort: es bedrückt ihn, dass er der Heidin helfen soll, da er den Kindern seines eigenen Volkes nicht

mehr helfen darf. Jesus überwindet diese Bitterkeit rasch, er hilft der heidnischen Frau; er denkt daran, dass auch Elia einer phönizischen Witwe und Elisa einem syrischen Aussätzigen nach Gottes dunklem Willen helfen mussten, obgleich es genug Witwen und Aussätzige zu den Zeiten des Elia und Elisa auch in Israel gab. Aber nirgends ist berichtet, dass Jesus auf heidnischem Boden den Heiden gepredigt hätte. Wohl lobt er den Glauben des heidnischen Hauptmanns von Kapernaum und verkündet dabei, dass Menschen von allen Weltgegenden einst am Gottesreich teilhaben werden; wohl hebt er in der Schilderung des künftigen Gerichtes hervor, dass alle Völker sich um den Richterstuhl des Messias versammeln müssen, der alle Einzelnen ohne Unterschied auf ihre Barmherzigkeit prüft. Aber seinen Bussruf richtet Jesus doch überall nur an sein eigenes Volk; das ist die Stätte, die Gott ihm zur Wirksamkeit angewiesen hat. Das unruhige und eitle Treiben pharisäischer Schriftgelehrten, die Meer und Land durchreisen, um eine Seele für ihren angestammten jüdischen Glauben zu gewinnen, wird von Jesus getadelt, und zwar offenbar deshalb, weil über diesem Streben nach aussen die Selbsterziehung notleidet.

So sind denn auch Jesu Jünger keineswegs, nachdem sie die Erscheinung des Auferstandenen gesehen hatten, sofort in alle Welt hinausgezogen, um das Evangelium zu predigen aller Kreatur. Vielmehr sind sie aus Galiläa, wohin sie bei Jesu Tod geflohen waren, nach Jerusalem, der Hauptstadt des Judentums, zurückgekehrt. Hier haben sie, bei enger Gemeinschaft untereinander, die Predigt von der Nähe des Gerichtes und von der Wiederkehr des gekreuzigten, jetzt aber verherrlichten Messias

aufgenommen. Aber sie fühlen keinen Beruf in sich, auch den fremden, heidnischen Völkern diese Botschaft zu bringen. Das schliesst ja nicht aus, dass sie manche heidnisch geborenen, aber zum Judentum übergetretenen Leute in ihre Gemeinschaft aufnehmen. Ein solcher Proselyt aus Antiochia, Nikolaus, gehörte zu den Sieben, denen frühe die wirtschaftliche Sorge um die jerusalemer Gemeinde übertragen wurde. Etwas anders liegt es schon, wenn der Evangelist Philippus das Evangelium den vom Tempel in Jerusalem ausgeschlossenen Samaritern bringt, und wenn er einen Beamten der äthiopischen Königin Kandake tauft, der freilich als Pilger zum Tempel in Jerusalem gekommen ist und bei seiner Heimkehr im Buche des Propheten Jesaja liest, aber nach dem strengen jüdischen Gesetz als Eunuch nicht in die Gemeinde Gottes gehören kann. Genau ebenso ist die Taufe des Centurio Cornelius in Cäsarea zu beurteilen: der Mann ist zum Judentum nicht übergetreten; er hält aber die jüdische Lebensweise im Ganzen ein, und Petrus tauft ihn, damit er fortan zu dem Messias gehöre, der ja selbst von den öffentlichen Vertretern der jüdischen Frömmigkeit als ein Feind des Gesetzes und Gotteslästerer dem schmählichen Kreuzestod überantwortet worden war. Die erste Gemeinde Jesu hat es nicht vergessen, wie wenig Jesu das unverständliche heilige Herkommen, der nur durch sein Alter geweihte Gebrauch gegolten hat. Wer seine Weise zu leben innehielt, den nahm die Gemeinde unbedenklich auf, ob er nach Auffassung pharisäischen Judentums zum Volke Gottes gehörte oder nicht. Man wusste ja, dass Jesus einst nicht davor zurückschreckte, das strenge Sabbatgebot zu verletzen, die mancherlei durch das Gesetz geheiligten Reinheitsgebote für ungültig zu erklären; man wusste auch, dass das

Gesetz jeden Gekreuzigten verfluchte: da konnte die Zugehörigkeit zu diesem vom Gesetze ganz offenkundig verworfenen Messias nimmermehr abhängig gemacht werden von der Übereinstimmung mit diesem Gesetze. Der junge Paulus hat die erste Christengemeinde verfolgt, um das von den Vätern überlieferte heilige Herkommen zu schützen; also hat sich die erste Christengemeinde nicht an dieses Herkommen gebunden erachtet.

Freilich war diese erste Christengemeinde noch in keiner Weise ein fertiges, gegen aussen sicher abgegrenztes Gebilde. In Galiläa lebten viele, die Jesu Predigt gehört und ihr mit vollem Herzen zugestimmt hatten; sie erwarteten das baldige Kommen des Messias zum Gericht und zur Aufrichtung seines Reiches auf Erden; sie hielten dafür, dass Jesus recht hatte, wenn er den Dienst an Anderen, die Förderung und Hilfeleistung Anderer für eine heiligere Aufgabe erklärt hatte, als Fasten, Opfern und Wallfahrten. Aber — das Bekenntnis des Petrus, dass Jesus selbst der Messias sei, hatten sie nicht mitgesprochen; das Auftreten Jesu als des künftigen Messias hatten sie nicht mit eigenen Augen gesehen. Sie mögen ja auf die Predigt der Jünger hin später auch den Glauben gewonnen haben, dass Jesus der Messias sei; von den mehr als fünfhundert, die gleichzeitig — also in einer grossen Versammlung — den auferstandenen Herrn sahen, ist das sicher anzunehmen. Aber wie weit sich nun diese Galiläer von der jüdischen Religionsgemeinde losgelöst, wie weit sie sich mit den anderen z. B. in Jerusalem lebenden Christen als eine in sich verbundene Gemeinde des Messias bewusst empfunden haben, ist schwer zu sagen. Jesus hatte sie nicht getauft; es ist fraglich, ob sie später

getauft wurden; Jesus hatte mit den Zwölfen in Jerusalem das Abendmahl gefeiert; es ist fraglich, ob seine galiläischen Anhänger die darauf sich gründende Sitte annahmen. Viele dürften trotz ihrer Zustimmung zu seiner Predigt und trotz der Überzeugung, dass er und kein anderer dereinst als Messias erscheinen werde, doch sich nicht von der Synagoge getrennt haben; die Zusammenkünfte dieser galiläischen Anhänger Jesu hatten durchaus keine feste Ordnung; sie bildeten eine Richtung innerhalb der Judenschaft, keine eigene Religionsgemeinde. In Jerusalem dagegen waren eingewanderte Leute aus Galiläa der Kern der Christengemeinde; die Einwanderung hatte den Zweck, der messiasmörderischen Stadt Busse zu predigen; hier bildete die Gemeinde ein Ganzes, das sich bewusst von dem herrschenden Judentum trennte und ihm gegenüberstellte; hier waren Taufe und Abendmahl schon frühe feste Kennzeichen der Gemeinde. Diese Gemeinde trat kräftig für die Frömmigkeit Jesu gegenüber der Frömmigkeit der Pharisäer ein; sie predigte laut, dass ihr gekreuzigter Meister von Gott verklärt und verherrlicht sei und demnächst als Messias wiederkomme; aber sie predigte nur denen, welche die jüdische Frömmigkeit kannten, welche von dem kommenden Messias schon gehört hatten. An eine Ausdehnung ihrer Wirksamkeit auf rein heidnischem Boden dachte sie nicht.

Das wurde erst anders, als das Christentum in Antiochia Boden gewann: diese Hauptstadt der Provinz Syrien war lange Zeit neben Rom und Alexandria der drittgrösste Platz des römischen Reiches. Hier war der Verkehr zwischen Juden und Heiden weit lebhafter als in Palästina; hier erfuhren auch Heiden, die nur lockere Beziehung zur Judenschaft hatten, zuerst von dem ge-

kreuzigten Mann, der eine neue Frömmigkeit verkündete und nun von Gott aus dem Tode erweckt wurde, um bald allen das Gericht, den Seinigen aber das selige Gottesreich zu bringen. Hier in Antiochia traten zuerst solche Heiden der jungen Gemeinde bei, die von vornherein entschlossen waren, zwar zur Gemeinde des Messias, aber nicht zur jüdischen Religionsgemeinde gehören zu wollen; hier erhielten sie auch, und zwar von ihren heidnischen Volksgenossen — die sie also von der Synagogengemeinde wohl zu unterscheiden vermochten — einen besonderen Namen: das Wort Christus, die griechische Übersetzung von Messias, verstanden die Heiden als Eigennamen Jesu und bezeichneten darum die Anhänger Jesu als „die Christen".

Die Besonderheit dieser heidnisch geborenen Christen Antiochias gegenüber allen bisher gewonnenen Jüngern Jesu bestand also darin, dass sie niemals an jüdische Sitte sich gewöhnt hatten, dass sie weder den Sabbat noch andere jüdische Feste feierten, dass sie den Unterschied reiner und unreiner Speisen im jüdisch gesetzlichen Sinne nicht kannten, dass sie mit den Schriften des Alten Testamentes erst als Christen vertraut wurden. Hier konnte die Frömmigkeit Jesu, die den Charakter über jede Art gottesdienstlicher Sitte stellt, zum erstenmal eine reine Ausprägung finden. Denn im Kreise Jesu selbst hatte man von jüdischer Sitte nur das beseitigt, was unmittelbar der neuen Frömmigkeit hinderlich zu sein schien. In Antiochia hatten die Heiden, die nun Christen wurden, mit ihrem früheren Heidentum völlig gebrochen; hier musste es sich bewähren, ob die neue Frömmigkeit für sich bestehen konnte, auch wenn sie nicht in dem vom Judentum bereiteten Boden wurzelte.

Es hat sich bewährt. Von Antiochia geht der

grosse Eroberungszug aus, den das Christentum zunächst in die weite römische Welt unternimmt. Paulus ist der Führer dieser Bewegung. Auch er hat lange Jahre auf kleinerem Gebiete gearbeitet. In Syrien und Kilikien hat er vierzehn Jahre hindurch den Heiden das Evangelium verkündigt; Antiochia und seine Heimatstadt Tarsus waren die Mittelpunkte seiner Wirksamkeit. Seine Gemeinden erwarten Gottes Gericht; darum mühen sie sich, ein heiliges, der Sünde abgewandtes, in barmherziger Liebe unermüdliches Leben zu führen; aber so wissen sie auch, dass sie zum Messias gehören, der für die Seinigen in den Tod gegangen ist: das giebt ihnen die frohe Zuversicht, dass Gott sie trotz ihrer Sünde nicht von sich stossen mag. Nun konnte ja ein Zusammenstoss dieser Christengemeinden im Norden Syriens mit den noch immer wesentlich jüdisch lebenden Christengemeinden Palästinas nicht ausbleiben. Anfangs glaubte Paulus durch einfache Besprechung mit den Häuptern in Jerusalem den Widerspruch der älteren gegen die neuere Richtung beseitigen zu können. Aber bald nachher bricht der in Jerusalem beigelegte Streit in Antiochia aufs neue aus: Paulus wirft vor versammelter Gemeinde dem Petrus Heuchelei vor, weil Petrus anfangs das unjüdische Leben der Gemeinde in Antiochia gebilligt, ja mitgemacht hat, aber später durch neue Ankömmlinge aus Jerusalem sich bestimmen lässt, das ihm gewohnte jüdische Leben doch für sich festzuhalten. Nun hatte Petrus vieles, was ihm zum Siege über Paulus verhalf: seine eigne Vergangenheit — in seinem Hause hatte Jesus gewohnt, er hatte zuerst in Jesus den Messias erkannt, er hatte zuerst den auferstandenen Herrn gesehen; dann das Vorbild Jesu — so wenig Jesus auf äussere Gebräuche hielt, er hatte doch nie die jüdischen

Feiertage für abgeschafft erklärt, er hatte im ganzen doch die Sitte seines Volkes eingehalten; dazu trat noch ein starkes Gewicht, das dem Petrus bei diesem Streit in Antiochia den Sieg über Paulus sicherte: das war die lange Gewöhnung an feste äussere Formen des religiösen Lebens, wie sie die neuen Christen aus Judentum und Heidentum mitbrachten; für einen rein geistigen Gottesdienst waren die syrisch-kilikischen Gemeinden noch nicht reif. Der Sieg des Petrus treibt Paulus aus der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit fort; den Gemeinden in Syrien und Kilikien wird aber von Jerusalem aus eingeschärft, dass sie kein Blut, kein Fleisch von erstickten oder den heidnischen Göttern geopferten Tieren essen dürfen; dazu kommt noch eine ernste Warnung vor der heidnischen Zuchtlosigkeit im Verkehr der Geschlechter, die ja auch Paulus überall auf das ernsteste bekämpft hat.

Paulus trug schwer daran, dass er die Gemeinden verlor, an denen er lange gearbeitet hatte; für die Sache des Christentums brachte seine damalige Niederlage aber reichen Segen: nun zog er nach Cypern und von da wieder nach den kleinasiatischen Landschaften Pamphylien, Pisidien und Lykaonien; dann durchreiste er ganz Kleinasien bis zur Küste: überall gründet er in den wichtigsten Städten Christengemeinden. Von Alexandria-Troas, das als die Mutterstadt Roms damals besondere Ehre genoss, setzt er mit wenigen Gefährten über nach der makedonischen Küste: die Botschaft von Christus wird zum erstenmal auf dem Boden Europas verkündigt. Philippi, Thessalonich, Beröa sind die ersten Gemeinden Makedoniens; in Griechenland wird Korinth der Ausgangspunkt für die Ausbreitung des neuen Glaubens. Dabei reist Paulus als Handwerker; nur wo er

Arbeit in seinem Handwerk findet, kann er bleiben. So zieht er jetzt mit seinem Handwerksmeister von Korinth wieder auf kleinasiatischen Boden zurück. Drei Jahre wirkt er von Ephesus aus, wo eine grosse Gemeinde gegründet wird, zur Ausbreitung des Christentums an der Westküste Kleinasiens. Damit endigt aber seine freie Missionsthätigkeit. Noch einmal besucht er die makedonischen und griechischen Gemeinden; dann führt ihn der Wunsch nach Versöhnung mit der ihm noch immer feindlichen Urgemeinde in Palästina nach Jerusalem; aber von den dortigen Christen verlassen, von dem Hasse der Juden verfolgt, gerät er in die Gefangenschaft der Römer; nach zweijähriger Haft in Palästina wird er nach Rom überführt, um dort vor das Kaisergericht gestellt zu werden. Hier, in der Hauptstadt des Reichs, hat sich schon seit Jahren, ohne das Zuthun des Paulus, eine Christengemeinde gebildet — es geschah ja nirgends im weiten Reiche etwas, das in Rom nicht einen Widerhall gefunden hätte —; an dieser Gemeinde kann Paulus noch zwei volle Jahre hindurch ungehindert arbeiten: — dann verschwindet der grosse Apostel für uns aus der Geschichte. Wahrscheinlich ist er in Rom enthauptet worden; ob er zuvor noch einmal frei wurde und, einem früheren Plan gemäss, nach Spanien reiste, wo er jedenfalls keine grosse Wirksamkeit mehr entfaltet hat, lässt sich nicht mehr entscheiden.

Paulus suchte bei seiner Predigt meistens die Städte auf, die das Recht einer römischen Kolonie hatten; er selbst besass das römische Bürgerrecht, das ihm besonders in diesen Städten ausgedehnten Schutz gewährte; zudem hatten diese Städte grösseren Einfluss auf ihre Umgebung; hatte das Christentum in ihnen Boden gewonnen, so war zu hoffen, dass es von hier aus bald auch in der Nach-

barschaft Wurzel fasste. Dabei hat Paulus regelmässig seine Predigt des Evangeliums in der jüdischen Synagoge begonnen: hier wusste man vom Messias, hier brauchte die Vielgötterei nicht bekämpft zu werden, hier war man an die Forderung heiligen Lebens gewöhnt. Aber Paulus verkündigte, dass ein Gekreuzigter der Messias sei: also kann das Gesetz nicht mehr gelten, das den Gekreuzigten verflucht. Damit giebt er überall in den Synagogen ein starkes Ärgernis. Doch er verkündet auch, dass wer zum Messias gehöre schon deshalb einem heiligen, sündenreinen Leben sich weihen müsse; nur folge er dann frei dem Willen Gottes, ohne an äussere Satzungen knechtisch gebunden zu sein.

Es gab doch viele Juden, die diese Botschaft gerne hörten; es gab noch mehr zum jüdischen Gottesdienst haltende Heiden, die durch das Wort des Paulus gewonnen wurden. Bei ihm fanden sie was sie suchten: den einen Gott, der keine Opfer will, der aber ein heiliges Leben begehrt — das hatte auch die Synagoge ihnen geboten; aber dort waren sie immer nur zugelassen; denn sie gehörten dem Volke Gottes nicht an; Paulus erklärte, dass alles, was sie bisher von der Gottesgemeinde schied, alle die seltsamen Gebräuche des Judentums, im Kreuzestode des Messias von Gott selbst für nichtig und wertlos erklärt worden seien; christgewordene Heiden standen den christgewordenen Juden durchaus gleich: so gewann Paulus überall in den Synagogen diese zum Judentum haltenden Heiden für seinen Glauben. War so eine Gemeinde aus geborenen Heiden gewonnen, so fand sie bald auch Anhang unter den Heiden, die nie zur Synagoge gehalten hatten. So erntete das Christentum die Erfolge der ausgedehnten jüdischen Missionsarbeit: darin liegt die nächste Erklärung für den raschen Gang

der ersten Ausbreitung des christlichen Glaubens. Damit endigt aber auch die damals schon Jahrhunderte alte jüdische Mission in der Heidenwelt; vollends seit der Zerstörung Jerusalems und der Niederwerfung der aufständischen Juden durch Vespasian und Titus ist von einer Ausbreitung des Judentums keine Rede mehr. Die Christengemeinde hat hier die Erbschaft des Judentums angetreten. Wie seltsam das manchmal ging, zeigt die Geschichte der Christengemeinde in Rom. Auch da war das erste Auftreten des Christentums eine Bewegung im Innern der Judenschaft; der Erfolg wird aber auch da hauptsächlich unter den zahlreichen zum Judentum haltenden Heiden gross gewesen sein. Nun hatten die Juden in Rom als Handelsleute in der einheimischen Bevölkerung viele Feinde; und ihre absonderlichen Sitten, wie der grosse Erfolg ihrer Mission, steigerten diese Feindschaft. So wurden die Juden mehrfach auf kurze Zeit aus Rom ausgewiesen, z. B. auch durch Kaiser Klaudius. Das war eine Massregel, welche die christgewordenen Heiden natürlich nicht berührte, dagegen die christgewordenen Juden um ihres Volkstums willen auch traf. So bestand seit Klaudius in Rom eine rein aus Heiden sich sammelnde Christengemeinde, die natürlich irgendwie an die jüdische Überlieferung anknüpfte, aber mit der späteren Judengemeinde Roms keinerlei Fühlung mehr hatte.

Am deutlichsten ist uns noch der Gang der Ausbreitung des Christentums in Kleinasien. Paulus begründete hier, soweit wir sehen können, in seiner späteren Wirksamkeit sechs grössere Gemeinden, nämlich im Süden der Provinz Galatien vier: Antiochia Pisidiä, Ikonium, Lystra und Derbe; dazu noch zwei an der Westküste, die Gemeinden von Troas und Ephesus. Im Süd-

osten, in Cilicien, hatte das Christentum schon sehr frühe Fuss gefasst; aber die hier gegründeten Gemeinden bildeten mit den syrischen und palästinensischen eine der paulinischen Mission feindselig gegenüberstehende Gemeinschaft. Noch zu Lebzeiten des Paulus kommt zu seinen sechs Gemeinden eine Gruppe von drei Gemeinden hinzu, auf dem Wege von Ephesus nach dem Süden Galatiens, nämlich in Kolossä, Laodicea und Hierapolis. Aber die Stadt Kolossä wurde bald durch ein Erdbeben zerstört. Nach dem Tode des Paulus und noch vor der Zerstörung Jerusalems zählt die Offenbarung Johannis, allein in der römischen Provinz Asia, einem einzelnen Bezirke Kleinasiens, sieben Christengemeinden in Ephesus, Smyrna, Pergamos, Thyatira, Sardes, Philadelphia und Laodicea. Da fehlt also ausser Kolossä auch Troas; und doch ist es sicher, dass der Verfasser die Gemeinden der Provinz Asia aufzählen will. Es ging also hier, wie immer und überall bei der Mission, mancher scheinbar längst eroberte Platz wieder verloren; ohne tastende, manchmal misslingende Versuche geht es bei dieser Arbeit nicht ab. Etwas später als die Offenbarung Johannis ist der erste Petrusbrief geschrieben; er ist schon an die Christen sämtlicher kleinasiatischer Provinzen, mit Ausnahme des eben enger mit Syrien und Palästina verbundenen Ciliciens, gerichtet: genannt sind die Provinzen Pontus und Bithynien im Norden, Asia im Westen, Galatien und Kappadocien im Innern. Über die starke Ausbreitung des Christentums in Bithynien hören wir, zu Anfang des zweiten Jahrhunderts, in einem Brief des dortigen kaiserlichen Statthalters Plinius an den Kaiser Trajan. Danach hatte das Christentum sich von den Städten aus über das ganze Land so sehr verbreitet, dass die heidnischen Feste zum Teil nicht mehr gefeiert werden konnten;

und Opfertiere nur noch selten verkauft wurden. Thatsächlich lag das Schwergewicht der christlichen Entwicklung während des ganzen zweiten Jahrhunderts in Kleinasien.

Das hatte seinen Grund in der gewaltsamen Unterdrückung des Judentums seit der Zerstörung Jerusalems: Palästina, die Heimat des neuen Glaubens, ist seitdem für die Ausbreitung des Christentums unwirksam geworden. Wichtiger ist Ägypten, wo schon Kaiser Hadrian einen grossen Bruchteil der Bevölkerung als der Christengemeinde zugehörig kennen lernte; freilich sagte er diesen Christen nach, dass sie, wenigstens in Alexandria, ebenso wie alle anderen Bewohner der Stadt dem Gewinne nachjagten, und dass sie neben Christus auch den Serapis verehrten. — Die Selbsterziehung zum Guten ist immer eine langwierige Arbeit, deren Früchte, vollends bei der Bevölkerung einer Grossstadt, nicht sofort sichtbar werden; und eine ursprünglich auf alles Formenwesen verzichtende Religion erscheint leicht der Ergänzung durch die Formen einer fremden Religion bedürftig. — Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts ist das Christentum auch in dem lateinischen Teil von Nordafrika und in den griechischen Handelsstädten an der Rhone schon ebenso sicher eingewurzelt, wie in Rom oder in Griechenland und Macedonien. Und im Laufe des dritten Jahrhunderts erstreckt sich das Gebiet der Christenheit über alle Provinzen des Reichs; alle Stände sind in gleicher Weise an der christlichen Bewegung beteiligt.

Diesen grossen, verhältnismässig raschen und trotz allen Widerstandes nicht gehemmten Erfolg verdankte das Christentum nicht irgendwelchen glücklichen Zufällen, die ihm förderlich waren, sondern seiner von Anfang an ihm gebliebenen Eigenart: es gab inmitten

einer niedergehenden und zusammenbrechenden Welt die Gewissheit eines ewigen Heils, und es gab kräftige Anregung zu einem heiligen, dem Ideal der Vollkommenheit zugewandten Leben. Wir mögen heute vielleicht die Welt ganz anders auffassen und anschauen, als etwa Origenes, der grösste christliche Lehrer des dritten Jahrhunderts das gethan hat; aber sofern wir Christen sind, müssen wir seine Heilsgewissheit, sein Streben nach Vollkommenheit als etwas unserm Glauben Verwandtes erkennen. Der römische Staat hat diesen Glauben bekämpft zuerst lange Zeit schwankend zwischen Duldung und Verfolgung, dann unter Decius und Diokletian in zwiefachem mächtigem, langandauerndem Sturme; da mühte er sich, das Christentum von sich zu schütteln, das er noch als etwas Fremdes empfand, während es schon seinen ganzen Körper umschlungen und umwunden hatte. Er kämpfte gegen das Christentum, weil es die alten Götter verwarf, in deren Verehrung Rom gross geworden war; er sah im Christentum eine Religion des Umsturzes; und doch brauchte das Christentum die Altäre dieser Götter nicht umzustürzen; sie waren schon längst verlassen; und das Christentum bot nur überreichen Ersatz für das, was man an den alten Göttern verloren hatte. Darin wetteiferte es mit manchem anderen aus dem Osten stammenden Gottesdienste, mit dem Dienste der Isis, mit dem Dienste des Mithras. Aber vor diesen beiden Religionen hatte das Christentum das voraus, dass es nicht bloss eine Sicherheit ewigen Heiles gab, sondern auch eine grosse Persönlichkeit in den Mittelpunkt seiner Gedankenwelt stellte, an deren lebensvollem Bilde sich jeder immer wieder aufrichten und leicht zurechtfinden konnte, während die geheimnisvollen Gebräuche jener ägyptischen und persischen Gottheiten kein be-

stimmtes, das Leben beherrschendes Ideal darzureichen vermochten. Mit der Aufgabe der Einprägung dieses Ideals hing die Einheitlichkeit der Kirche, die enge Verbindung der einzelnen Gemeinden untereinander, das Ansehen der Bischöfe, die strenge Ordnung des ganzen Gemeindelebens aufs engste zusammen. Der christliche Glaube verlangte niemals nur im allgemeinen ein reines, heiliges Leben; die Kirche hat dieses Leben immer an der Hand der Worte Jesu genauer gezeichnet; sie hat immer sich gemüht, die Einzelnen zur Nachbildung dieses Lebens im eigenen Leben zu veranlassen. Weil das Christentum mehr, als die anderen damals sich ausbreitenden Religionen, auf seine Angehörigen zurechtweisend und erziehend einwirkte, deshalb litt es auch mehr Verfolgung als alle anderen; aber eben deshalb hatte es auch vor den anderen den grösseren Erfolg; und wenn Konstantin sich entschloss, mit dem alten heidnischen Glauben bewusst zu brechen, so konnte in den damaligen Verhältnissen der Sonnendienst nicht mehr die Herrschaft erhalten, obgleich ihm der Kaiser von Hause aus zugethan war: nur das Christentum war die Religion, der die Zukunft gehörte.

Der grosse Erfolg des neuen Glaubens wirkte auch über die Grenzen des Reichs hinaus. Auf dem ersten grossen Konzil zu Konstantinopel 381 erschien auch der gotische Bischof Ulfila, der die Bibel zuerst in einen germanischen Dialekt übertragen hat. Nichts zeigt so sehr die Kraft, die in dem christlichen Glauben auch des niedergehenden römischen Reiches lag, als die Thatsache, dass die jugendfrischen germanischen Völker, die Goten, die Burgunder, die Vandalen, die doch mit ihrem angestammten Glauben nicht, wie die hochgebildeten Griechen und Römer, zerfallen waren, der Predigt des christ-

lichen Evangeliums sich gern zuwandten, das auch ihnen eine männliche Festigkeit und neue grosse Lebensziele gewährte. Es heisst die Dinge sehr äusserlich beurteilen, wenn man meint, das Christentum habe nur durch seine wohlgegliederte Verfassung und seine prunkvollen Gottesdienste auf diese einfachen heidnischen Völker grossen Eindruck gemacht; sie haben gerade Wert darauf gelegt, das Christentum in einer Gestalt zu besitzen, die in dem ihnen feindlichen Römerreiche verworfen war: sie folgten der Lehre des Arius, während im Reiche die Lehre des Athanasius galt; erst nach dem Untergang des weströmischen Reiches, als in Italien die Goten herrschten, traten die mächtigen Franken zum athanasianischen Christentum über. — Und in dieser Zeit der Wirren und des Zusammenbruchs geht die christliche Mission nicht mehr von den alten Kulturmittelpunkten aus; die Länder am Mittelmeer erhoben sich nur langsam von der furchtbaren Sturmflut, die das alte Kaisertum des Abendlandes hinweggeschwemmt hat; aber im äussersten Westen, im fernen Irland hat das Christentum eine glühende Begeisterung erweckt; von dort her breitet sich jetzt das Christentum aus unter den heidnischen Schotten, und Mönche aus Irland und Schottland kommen den Rhein heraufgefahren, und bringen den Alemannen im Elsass, im Schwarzwald, am Bodensee, in Bayern und in der Schweiz das Christentum, das diese Alemannen von ihren fränkischen Unterdrückern nicht annehmen mochten. Dabei tritt uns das Wesen christlicher Mission hier in deutlichster Weise vor Augen. Schon der Apostel Paulus hat es als seine wichtigste Aufgabe betrachtet, dass er seinen Gemeinden in allen Stücken ein Vorbild christlichen Lebens gab; diese Mönche predigen das Christentum, indem sie ihre Klöster auf heidnischem

Boden erbauen und durch ihr ganzes Wirken zu einer Segensquelle für ihre Nachbarschaft werden lassen. Das ist eine mutige That christlichen Gottvertrauens und zugleich die selbstlose Arbeit barmherziger christlicher Liebe. Von da ab sind Mönche hauptsächlich im Dienste der Predigt unter den Heiden thätig gewesen. Es sind die ernstesten und zugleich ihres Glaubens frohesten Christen, die es drängt, das Evangelium da zu verkünden, wo es bisher noch unbekannt war. Seit dem Untergang des Ostgotenreichs in Italien stand Rom unter der Herrschaft Konstantinopels; die römische Kirche war von der Herrschaft arianischer Christen frei geworden. Da schickt Gregor I., ein Papst, der selbst früher Mönch gewesen ist, eine Anzahl Mönche aus, um den noch heidnischen Angelsachsen das Evangelium zu bringen. Und von diesen Angelsachsen geht später Winfried-Bonifatius nach Deutschland, der nicht bloss, besonders in Thüringen und Hessen, der Ausbreitung des Christentums Bahn gebrochen, sondern es namentlich auch verstanden hat, die da und dort verstreuten christlichen Gründungen der irischen und schottischen Mönche mit seinen eigenen Gründungen zu einer einheitlichen und wohlgeordneten Kirchengemeinschaft zusammenzufassen, die in ihrer Anlehnung an die grosse abendländische Kirche jedem einzelnen Glied eine bisher nicht vorhandene Sicherheit gewährte.

Gerade damals musste ein enger Zusammenschluss der Christenheit äusserst wünschenswert erscheinen; denn die mächtige südliche Völkerwanderung, die anschliessend an das Auftreten Muhammeds von Arabien gleichzeitig nach Osten und Westen ausging, hatte nicht bloss das oströmische Reich mit furchtbaren Schlägen getroffen:

die ältesten Provinzen des Christentums, Palästina, Syrien, und Cilicien, Ägypten, die ganze nordafrikanische Küste waren von den mächtigen Nachfolgern des Propheten erobert worden; auch das Westgotenreich in Spanien war bis auf einen verschwindenden Rest zerstört; in den Feldern des Frankenreiches zwischen Tours und Poitiers hatte endlich Karl Martell in blutiger Schlacht dem Siegeszug des arabischen Glaubens Halt geboten. Aber das Reich der Araber erstreckte sich ohne Unterbrechung vom Indus und Kaukasus bis zu den Pyrenäen; war die christliche Welt in Europa und Kleinasien der Welt des Islam im Ganzen an Bildung und Gesittung wohl überlegen, — ohne dass diese Überlegenheit allzu stark betont werden darf, — so war jedenfalls der Islam an Weite des Gebietes, das er beherrschte, dem Christentum damals um eine grosse Strecke voraus. Und die Völker, die den Arabern unterworfen wurden, wehrten sich nicht allzu heftig um ihren christlichen Glauben. Das ist ein betrübendes Schauspiel, aber es lässt sich ohne Mühe erklären. Der Islam teilt mit dem Christentum die Zuversicht auf den allbarmherzigen Erbarmer; er redet den Menschen ins Gewissen: denn Gott ist auch der Herr am Tage des Gerichtes. Er stellt auch seinen Gläubigen ein erstrebenswertes Ziel vor Augen: die Herrschaft Gottes und seines arabischen Volkes auf Erden. Aber er weiss nichts von einem das ganze Leben beherrschenden und regelnden Ideal; ihm ist nicht das Höchste die Herausbildung eines einheitlichen Charakters des Menschen; der Wille Gottes zerfällt ihm, wie dem Judentum, in eine bestimmte Anzahl willkürlich neben einander gestellter Gebote; die Gerechtigkeit ist ihm durchaus eine Sache des heiligen Herkommens. Damit kommt er den natürlichen Wünschen des Menschen entgegen: es ist leichter,

die üblichen Waschungen zu vollziehen, fünfmal im Tag ein langes Gebet zu sprechen, im Monat Ramadan zu fasten, einmal im Leben nach Mekka zu wallfahrten und die gesetzliche Armensteuer zu bezahlen, als sein ganzes Leben sich um die Ausgestaltung eines christlichen Charakters zu bemühen. Die bezeichneten Pflichten gelten aber als die fünf Pfeiler des Islam.

Die Schlacht bei Tours und Poitiers ist der Markstein für ein neues Aufblühen des Frankenreichs unter den Karolingern; wie damals Karl Martell gleichzeitig das fränkische Reich und den christlichen Glauben gegenüber den Arabern schützte, so betrachtet auch sein Sohn Pippin seine Züge gegen die freilich christlichen Langobarden als Glaubenskämpfe, weil er dadurch dem von den Langobarden bedrängten Papste zu Hilfe kommt; und Karl d. Gr. hat seine Eroberungskriege — gegen die Sachsen im Norden, gegen die Araber in Spanien, gegen die Avaren im Donautiefland — mit dem sicher ins Auge gefassten Ziel der Ausbreitung des Christentums geführt. Am wenigsten erreichte er im Südosten; doch haben sich die von ihm gegründeten Bistümer Salzburg und Passau erhalten; in Spanien drängte er die Araber von den Pyrenäen zurück bis zum Oberlauf des Ebro und bis südlich von Barcelona; am meisten erreichte er durch die freilich grausam durchgeführte Unterwerfung der Sachsen, wo seine weise Verwaltung die Wunden des Krieges doch bald auch zu heilen wusste: kein Menschenalter nach der Vollendung dieses Eroberungszuges ist im Sachsenlande jenes volkstümliche Lied vom Heiland gedichtet worden, das diesem zum Christentum gezwungenen Volke das Leben und die Predigt Jesu schilderte und, um die Herzen der Sachsen werbend, von Munde zu Munde ging. Bis ins zwölfte Jahrhundert hinein blieb — obgleich schon 968

das Erzbistum Magdeburg durch Otto den Grossen gegründet worden war — doch die Elbe der Grenzstrom zwischen dem christlichen Sachsenland und den heidnischen Wenden. Erst durch die Herrschaft Albrechts des Bären fasst das Christentum in Brandenburg sichere Wurzeln, erst unter Heinrich dem Löwen wird es in Mecklenburg festgegründet. Die Predigt des Christentums beginnt in Pommern schon etwas früher; aber es dauert lange, bis das Heidentum wirklich überwunden ist.

Währenddessen ruht auch die griechische Kirche nicht. Wie im Abendland Spanien ein Schauplatz fortgesetzter Kämpfe zwischen Christen und Muhammedanern ist, so im Morgenlande Kleinasien. Aber auch im Morgenlande dehnt die Christenheit ihr Gebiet gegen Norden aus. Von Thessalonich gehen zwei Mönche Cyrill und Methodius aus; die übersetzen die Bibel und die griechische Gottesdienstordnung in die slavische Sprache: so predigen sie den Slaven auf der Halbinsel Krim und in Bulgarien. Später ziehen sie die Donau hinauf bis ins Thal der March. Da spüren sie bald, dass sie so in den Bannkreis der mächtigen römischen Kirche gekommen sind; und wie anderthalb Jahrhunderte früher Bonifatius, so suchen auch sie ihren neugegründeten Gemeinden durch Anschluss an die Christenheit des Abendlandes festeren Halt zu geben. Methodius wird vom Papst als Erzbischof in Mähren bestätigt; durch die Bekehrung der Böhmen und Polen wird eine starke Schutzmauer Roms gegenüber dem von Rom unabhängigen östlichen Christentum errichtet. Ebenso gelingt es um das Jahr 1000, die Ungarn unter ihrem Herzog Stephan, der nun den Königstitel annimmt, dem Christentum zu gewinnen und an die römische Kirche anzuschliessen. Dagegen wendet sich der Herrscher des russischen Reiches, Wladimir, der

griechisch-byzantinischen Kirche zu, als er 988, nach glücklichem Feldzug gegen die Stadt Cherson auf der Halbinsel Krim, mit einer byzantinischen Kaisertochter sich vermählt; an einem Tag wird die Bevölkerung von Kiew im Dnjepr getauft. — Solche Massenübertritte zum Christentum sind ja das Merkmal der mittelalterlichen Bekehrungsarbeit: sie hatten das Gute, dass in einem Volk von vornherein sichere Ordnungen geschaffen werden konnten, die den nachkommenden Geschlechtern es erleichterten, christliche Art und Sitte im Leben des Einzelnen auszuprägen. — Verhältnismässig langsam wurde das Heidentum in den skandinavischen Ländern zurückgedrängt; schliesslich waren es auch hier einzelne, den Augenblick klar ergreifende Herrscher, wie Knud der Grosse und Erich der Heilige, die den Sieg des neuen Glaubens zu Ende führten.

Aber der Raub grosser blühender christlicher Provinzen durch den Islam lastete wie eine ungesühnte Schmach auf der Christenheit. In Spanien drängte das Christentum nach dem Untergang der Omejadenherrschaft siegreich die Araber zurück; die abendländische Christenheit fühlte sich, — namentlich seitdem der strenge Orden von Cluny eine ernste Umgestaltung von Mönchtum, Geistlichkeit und Laien gefordert und in vieler Richtung auch durchgeführt hatte, — als eine zusammengehörige Familie, die nach aussen als Einheit auftreten konnte. Da gab Papst Urban II., — auf demselben Tage zu Clermont, der für die gesamte Christenheit des Abendlandes eine heilige Ordnung des hier und dort schon durchgeführten Gottesfriedens zur Einschränkung des Faustrechtes und des Fehdewesens festsetzte, — auch die Losung aus zum heiligen Krieg für die Herrschaft des Kreuzes, vor allem in Palästina, dem Heimatlande des Christentums. Diese,

mit jubelnder Begeisterung unternommenen und mit vielen schweren Opfern jeder Art durchgeführten, Kreuzzüge haben der Christenheit wohl vorübergehende Erfolge, aber, wenigstens äusserlich gemessen, keinen dauernden Gewinn gebracht. Und doch hatten sie ihren Wert: diese zwei Jahrhunderte, in denen so viel edles Blut scheinbar vergebens geflossen ist, sind die Wanderjahre der jungen christlichen Völker des Abendlandes. Sie haben zur Erweiterung des Gesichtskreises und zur Vertiefung des Gefühlslebens unendlich viel beigetragen. In den Kreuzzügen lernte man freilich vieles, was nicht unmittelbar dem christlichen Leben zu gute kam: man gewann Gefallen an fremden Ländern; man schätzte den Verkehr und den Handel; man beobachtete staunend eine hohe Gesittung und umfassende Bildung auf nichtchristlichem Boden. Diesen Erwerb nutzte die abendländische Christenheit in den folgenden Jahrhunderten: — die grossen Entdeckungsfahrten, die mit der Umsegelung Afrikas und der Entdeckung Amerikas ein ganz neues Bild der Erde entrollten, haben ihre Vorläufer in den Zügen der Kreuzfahrer und der italischen Kaufleute, die mit diesen Kreuzfahrern ihren Handel im Morgenlande zu sichern suchten; die neue Erschliessung der römisch-griechischen Welt, die wir mit dem Namen Renaissance und Humanismus bezeichnen, ist angebahnt durch die Kreuzzüge, die nicht bloss die Abendländer wieder mit Konstantinopel in nähere Verbindung brachten, sondern auch die Erkenntnis förderten, dass die gemeinsame Grundlage der Gesittung in den christlichen und islamischen Mittelmeerländern die hohe Gesittung des alten römischen Reiches war. Dazu erwachte während der Kreuzzüge die dem christlichen Abendland bis dahin fremde, aber im Islam reich gepflegte Liebe zu der Natur, die schon durch den

Vergleich der Heimat mit der Fremde mächtig angeregt wurde. Alles das brachte ja eine Zeit der Aufklärung, die dem kirchlich christlichen Leben und damit auch der Predigt des Evangeliums in den noch nicht dem Christentum gewonnenen Ländern fürs erste nicht günstig war. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert bezeichnet eine Zeit religiösen Niedergangs im gesamten Gebiete der Christenheit. Wohl unterwirft der Orden der Deutschherrn das preussische Gebiet dem christlichen Glauben; wohl fällt der letzte Stützpunkt der Araber in Spanien, Granada, in die Hände der Kastilianer; wohl werden die Züge des Columbus als Fahrten zur Ausbreitung des Glaubens bezeichnet: aber im Osten wird die alte Reichshauptstadt Konstantinopel ein Raub der Türken, die drohend gegen Ungarn heranziehen und nach der unglücklichen Schlacht bei Mohacz bis vor die Mauern von Wien ihre siegreichen Waffen tragen; und die glücklichen Seefahrer, die auf den neuentdeckten Boden einer bis dahin unbekannten Welt die Inseln und Städte nach dem „heiligen Erlöser“ und nach dem „wahren Kreuze“ benennen, haben sonst gar wenig von dem Wesen frommer Pilger an sich; die Sucht nach dem Gold ist in ihnen lebendiger als die Lust an der Ausbreitung des Glaubens. Immerhin wird, seit der ersten Besiedelung, Amerika dem christlichen Glauben Schritt für Schritt unterworfen.

Die damalige Christenheit bedurfte einer Wiedergeburt, einer kräftigen Erinnerung an ihre ursprünglichen Ziele; zudem bedurfte die neue Zeit einer neuen Form, den geistigen Gehalt des Christentums zu erfassen. Das brachte die Reformation. Aber damit kam ein furchtbarer Riss in die Christenheit, der ihr Wirken nach aussen lähmte. An eigentliche Bekehrungsarbeit denkt man da-

mals kaum. Die neuen Bewohner Amerikas sind im sechzehnten Jahrhundert fast nur Katholiken; — französische Hugenotten, die auf Admiral Colignys Rat sich in Florida niederlassen möchten, werden auf Philipps II. Befehl in schmählicher Weise von den spanischen Ansiedlern niedergemordet; — erst im siebzehnten Jahrhundert besiedeln von England aus die streng protestantischen Pilgerväter die Ostküste Nordamerikas: aber bei Katholiken und Protestanten ist die Bekehrung der vorgefundenen Bevölkerung eine untergeordnete Aufgabe; ihre Unterwerfung und die Bewirtschaftung des ihr abgenommenen Grundes und Bodens, die Herstellung einer guten Ordnung unter den neuen Ansiedlern ist ihnen bei weitem wichtiger. Dabei kann nicht geleugnet werden, dass die katholische Kirche in jener Zeit hinsichtlich der Arbeit der Ausbreitung des Christentums einen bedeutenden Vorsprung vor der evangelischen hat. Das ist leicht zu erklären. Die katholische Mission setzt eine ihr längst gewohnte, in bestimmter Art sich vollziehende, von der Leitung der Kirche überwachte, Thätigkeit fort: — für sie sind noch immer die Grundsätze massgebend, die einst um 600 Gregor I. seinen Mönchen mitgab, die den Angelsachsen das Evangelium brachten. Dabei ist der leitende Gedanke: man soll Anschauungen und Gewohnheiten der Heiden überall möglichst schonen; ihre Tempel, ihre Feste, ihre Sagen möglichst mit christlicher Umdeutung beibehalten und nur für eine wohlgeordnete Verwaltung und eine dauernde Einwirkung der Priester auf die so geworbenen Gemeinden durch ihre Eingliederung in den Gesamtkörper der römischen Kirche sorgen. Das sind kluge Massregeln, die freilich viel Heidentum von Sage und Sitte in die Kirche zuliessen, die aber ein friedliches Einleben der neuen Gemeinden in die christliche Art er-

möglichten. Dagegen die evangelische Verwerfung des katholischen Heiligendienstes, die Ablehnung aller Feiertage mit wenigen Ausnahmen, die gerade von den Besiedlern Nordamerikas und von den Holländern in ihren Kolonien erstrebte puritanische Einfachheit des Gottesdienstes mit Abwehr jeglichen Bildes in der Kirche, endlich das Fehlen eines Rückhaltes an einer starken, umfassenden Kirchengemeinschaft machte die Predigt unter den Heiden gewiss nicht unmöglich, aber erschwerte sie doch sehr. Für beide Teile, Katholiken und Protestanten, war aber das grösste Hemmnis der Bekehrung der Ureinwohner die Feindschaft, in die notwendig der Eroberer eines Landes gegenüber dem früheren Besitzer tritt. Wo die Verdrängung oder möglichste Einschränkung der einheimischen Bevölkerung das von den europäischen Ansiedlern erstrebte Ziel ist, da kann unmöglich eine wirkliche Liebe zum christlichen Glauben durch diese Ansiedler erweckt werden. Die katholische Kirche befolgte in solchen Gebieten den Grundsatz, die unterworfene Bevölkerung trotzdem zur Annahme ihrer Einrichtungen zu zwingen; da nach ihrer Anschauung das höchste Heil an die Unterordnung unter diese Einrichtungen gebunden ist, so betrachtet sie diese erzwungene Bekehrung als eine Wohlthat. Dagegen muss der evangelische Missionar notwendig hinarbeiten auf die Herausbildung freier, selbständiger Persönlichkeiten mit eigenem Gottvertrauen und mit freudiger Hingabe in Hilfeleistung und Förderung Anderer. Es war also doch begreiflich, dass die protestantischen Ansiedler in den neuentdeckten Ländern diese Arbeit anfangs nicht thun mochten an solchen, denen sie nicht bloss ihre staatliche, sondern auch ihre wirtschaftliche Selbständigkeit oft genug raubten. Die Art, wie man in den Kolonien die Heiden

unterdrückte, widersprach gar oft den evangelischen Lebensgrundsätzen, da scheute man sich, diesen Heiden gleichzeitig das Evangelium zu predigen.

Aber das christliche Gewissen lässt sich nicht dauernd niederdrücken. Als um die Wende des siebzehnten zum achtzehnten Jahrhundert der Pietismus in Deutschland bewusst darauf hinarbeitete, das Christentum, das zu einer Sache des Kopfes und der Gelehrsamkeit geworden zu sein schien, wieder zu einer Sache des Herzens und Willens zu machen, da war es der tiefinnerliche und zugleich weitblickende August Hermann Francke, der mit seinen damals ganz einzigartigen, für das weite deutsche Gebiet und noch darüber hinaus massgebenden Schulgründungen in Halle, dem sogenannten Franckeschen Waisenhaus, die erste deutsch-protestantische Missionsanstalt verband, deren Missionare im Dienste der Landeskirche von Dänemark, hauptsächlich in Indien wirksam sein sollten. In Franckes Schule ist Zinzendorf gross geworden, der Begründer der Herrnhuter Brüdergemeinde, dieser wohlgegliederten, über die Verschiedenheit des Bekenntnisses und der Volkszugehörigkeit sich erhebenden, aber in inniger Liebe zum Heiland und zu den Brüdern einigen, evangelischen Gemeinschaft. Hier wurde schon sehr bald die Aufgabe der Predigt des Evangeliums unter den Heiden aufgenommen. 1727 erhält die Brüdergemeinde ihre Verfassung; 1732 ziehen schon ihre Glaubensboten hinaus in die nichtchristliche Welt. Diese Brüdergemeinde bot ihren Missionaren zuerst durch ihre feste Organisation einen ähnlichen Rückhalt, wie ihn die Missionare der römischen Kirche hatten; sie hat bis heute Grosses gewirkt. Mit den Negern Westindiens hat sie 1732 begonnen; im nächsten Jahr schickt sie Prediger zu den Eskimos nach

Grönland; wieder ein Jahr später lässt sie den Indianern Nordamerikas das Evangelium verkünden; im darauffolgenden Jahr beginnt sie die Missionsarbeit unter den Negern von Surinam; im Jahr nachher in Kapland unter den Hottentotten. Schon in diesen ersten Jahren hat sie auch da und dort vergebens angeklopft und in Angriff genommene Wirkungsgebiete wieder aufgeben müssen: so bei den Lappländern und hernach bei den Samojeden. Auch ein Versuch, den Muhammedanern in Algier das Evangelium zu predigen, musste beim ersten Anstosse scheitern. Nur nach vielen vergeblichen Unternehmungen konnte sie, erst 1853, in Britisch-Indien festen Fuss fassen; ihr Werk in Amerika hat sie noch reichlich ausgedehnt; in Australien hat sie 1849 die erste Station gegründet.

Bei der evangelischen Missionsarbeit ist seit Franckes Gründung, trotz mancher sehr deutlichen Gegensätze zwischen den einzelnen Gesellschaften, doch immer Feuer an Feuer entzündet worden: von der Brüdergemeinde ist John Wesley ausgegangen, der Begründer des Methodismus in England und Amerika, des Trägers der von diesen Ländern ausgehenden Mission zu einer Zeit, da die englische Staatskirche sich dieser Thätigkeit noch verschlossen hatte. Drei grosse englische Missionsgesellschaften entstehen noch im letzten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts, die baptistische, die Londoner, die kirchliche Missionsgesellschaft. Und wo solche Gesellschaften entstanden, da dachten sie nicht bloss an die Wirksamkeit unter den Heiden; sie mussten auch dafür sorgen, dass in der Heimat der Sinn für diese Arbeit nicht erlahme. So gründete die kirchliche Missionsgesellschaft in London zuerst an verschiedenen Orten Hilfsvereine, die in ihrem Kreise Mittel für die weitverzweigte Arbeit der Gesellschaft aufbrachten; das war

ein Vorbild, welches die anderen Gesellschaften später nachahmten. Schon mit den Anstalten Franckes war die v. Cansteinsche Bibelanstalt nahe verknüpft; aber erst die britische Bibelgesellschaft hat eine enge Verbindung mit den Missionsgesellschaften gesucht, um den Heiden das Evangelium womöglich in ihrer Sprache zugänglich zu machen; und wie in den methodistischen Kreisen Englands und Amerikas das Recht und die Selbständigkeit des Einzelnen sich vielfach auch darin zeigen wollte, dass man sich an keine der bestehenden Missionsgesellschaften anschloss, sondern entweder ganz selbständig, ohne irgend einen Rückhalt, als Glaubensprediger unter die Heiden ging, oder aber immer wieder neue Missionsgesellschaften ins Leben rief, so haben diese englischen und amerikanischen Missionare doch auch ihren Bekehrten eine viel grössere Selbständigkeit und viel mehr Eigenleben einzuhauchen vermocht, als das die deutschen Missionare anfangs gethan haben.

Die Eroberung der Welt durch die Kirche ist im Lauf des letzten Jahrhunderts in ganz gewaltiger Weise gefördert worden. Allein auf deutschem Boden wirken jetzt sechzehn protestantische Missionsgesellschaften, neben der der Brüdergemeinde die grossen Gesellschaften in Basel, in Berlin, in Barmen, in Hamburg, in Dresden. Das Gebiet der protestantischen, wie der römisch-katholischen Mission umfasst einen unermesslich weiten Kreis von Ländern; auch die griechische Kirche breitet sich in dem Machtgebiet Russlands siegreich aus; jede Station der sibirischen Bahn ist durch ein Gotteshaus dieses Bekenntnisses bezeichnet. Und doch sind wir noch unendlich weit von dem Ziele entfernt, dass das Kreuz, das Sinnbild des Christentums, wirklich den Erdkreis beherrschte.

Von den nichtchristlichen Kulturländern steht Indien unter englischer Herrschaft; aber das Christentum macht in Indien verhältnismässig recht langsame Fortschritte. Die Regierung hinderte lange Zeit geradezu das Missionswerk; sie fürchtete den Hass der Bevölkerung, wenn man es wage, ihre heiligen Gebräuche anzutasten. Und mit solchem Hass werden in Indien thatsächlich die verfolgt, die von dem heimischen Glauben zum Christentum übertreten; sie werden aus ihrer Kaste gestossen und sind oft genug brotlos; so hat die Basler Mission in Indien z. B. Webereien, Ziegeleien, eine Tischlerei und eine mechanische Werkstätte eingerichtet, nur um solchen von den Ihrigen aufgegebenen Leuten einen Erwerb zu sichern. Immerhin breitet sich das Christentum auch in Indien allmählich aus.

Aber China, Japan, die buddhistische und vollends die muhammedanische Welt scheinen der christlichen Religion trotz einzelner Erfolge der Missionsarbeit noch im Ganzen verschlossen. Ja noch mehr als das: der Buddhismus geht geradezu angreifend gegen das Christentum vor und sucht in der Mitte der Christenheit wenigstens als Weltanschauung sich Boden zu gewinnen. Seine Lebensrichtung nach dem Ziel des Verlöschens aller Leidenschaft, des ruhigen Gleichmasses gegenüber allem Wechsel der Dinge, wird immer auf weite Kreise eine grosse Anziehungskraft ausüben können. Aber das Gottvertrauen des Christen ist eine stärkere Kraftquelle als die „Überwindung von Wunsch und Sorge“; und der freudige Dienst am Andern, die selbstverleugnende Hingabe an gemeinnützige Aufgaben, giebt dem Einzelnen einen höheren Wert, als das „Mitleid mit dem, der die Schmerzen dieses Lebens mitzutragen verurteilt ist“. Je klarer die europäische Christenheit die Eigenart

ihres Glaubens erkennt und auffasst, desto kräftiger wird sie auch sein, die grosse Erlösungsreligion des Ostens zu überwinden. Sie hat ja auch erst dann ein Recht dazu, wenn sie vollkommen sicher ist, etwas Besseres, den Menschen in höherer Weise Befriedigendes zu bringen. Die Vertiefung christlicher Erkenntnis in der Heimat muss also der Ausbreitung des Christentums vorausgehen.

Die Missionsgesellschaften wirken nun meistens nicht unter den Völkern, die bereits eine höhere Gesittung und eine grosse Geschichte besitzen, sondern unter den ungeschichtlichen, kulturlosen Völkern. Das unterscheidet die heutige Mission von der ersten Ausbreitung des Christentums, die sofort die Eroberung der hochgebildeten römischen Welt in Angriff nahm. Und doch ist eine gewisse Ähnlichkeit der damaligen und heutigen Arbeit vorhanden. Auch damals wandte sich die Predigt zuerst an die Geringen, die Niedrigen, die Ausgestossenen der Gesellschaft: erst von solcher Grundlage aus drang das Christentum auch in die höheren Kreise. So scheint es auch jetzt Gottes Wille zu sein, dass erst die kulturlosen Völker gewonnen werden, ehe die alten Kulturvölker ihrem Konfucius, Buddha und Muhammed entsagen. Und wenn man gerade während der letzten Wirren in China mehrfach darüber klagen hörte, dass durchaus nicht die besten Elemente dem Christentum dort sich zuwenden, so mag das ja immer eine ernste Warnung an die in China wirkenden Missionare sein; wir aber wollen doch auch nicht vergessen, dass Jesus Christus gesagt hat, der Arzt sei für die Kranken da und nicht für die Gesunden, und es sei mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Busse thut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Busse nicht bedürfen.

Der Ausbreitung des Christentums unter den

Heiden wird heute ohne Zweifel eine viel regere Teilnahme entgegengebracht, als noch vor wenigen Jahrzehnten. Das hat verschiedene Gründe: Der berückende Eindruck, den die grossen Erfolge der Naturwissenschaft durch die Ausnützung der Kräfte des Dampfes und der Elektrizität im Ganzen hervorgerufen haben, hat wieder einer ruhigeren Betrachtung Platz gemacht; und der bleibende Wert christlicher Charakterbildung ist wieder stärker in das Bewusstsein der Menschen getreten. So ist die Welt im Ganzen ernster geworden und hat sich dem Christentum wieder thatkräftiger zugewandt. Zugleich ist aber heute fast ganz Europa von aussereuropäischen Fragen beherrscht. Die Beziehungen zu den nichtchristlichen Völkern sind heute reger als je; es ist kaum eine Erfindung und Entdeckung, die nicht sehr bald ihren Weg in die früher dunkeln Erdteile machte. Da darf es und, Gott sei dank, kann es auch nicht ausbleiben, dass die Christenheit auch das Beste, was sie hat, diesen fremden Völkern bringt, das wundersame Bild ihres Heilandes, das jedem, der es aufmerksam anschaut, allmählich die Züge dieses Meisters aufprägt.

Sechster Vortrag.

Das Evangelium und die Konfessionen.

Schon im Munde Jesu heisst der Inhalt seiner Predigt eine Freudenbotschaft, ein Evangelium. Israel soll sich freuen, dass der Wunsch aller Wünsche demnächst erfüllt wird, dass das Reich Gottes nahe ist; da wird die Sünde und alle Not ihr Ende finden; da wird der neue Bund Gottes mit seinem Volk aufgerichtet, alle frühere Sünde wird dann vergeben, und jeder Gedanke an neue Sünde überwunden sein. Freilich hat Jesu Predigt auch einen sehr ernsten, das Gewissen schärfenden Inhalt: nur wer im Gerichte Gottes besteht, darf in Gottes Reich eintreten; darum gilt es, jeden Augenblick zum Empfange des Richters bereit zu sein. Und doch ändern auch die strengsten Mahnrufe Jesu nichts an dem freudigen Grundton seiner Predigt: er weiss ja, dass er nichts anderes fordert, als die Vollkommenheit des Gottesreiches; das mag wohl fürs erste den ziellos dahinlebenden oder falschen Zielen nachjagenden Menschen als eine Forderung schwerer Selbsterziehung, bitterer Entsagung und schmerzlichen Verzichtes erscheinen; aber die vollkommenen Bürger des Gottesreiches sind ja selige Menschen; sie fühlen sich nicht eingeschränkt durch die Art ihrer Lebensrichtung; der Wille Gottes, dem sie nachleben, ist ihnen kein fremdes, die freie Selbst-

bestimmung niederdrückendes Gesetz; sie bezeugen es als ihre immer wieder erprobte Erfahrung, dass es für den Menschen keine andere Form des Charakters giebt, in welcher er dauerndes Glück fände, als die, welche der Gehorsam gegen Gottes Willen begründet. Hieran hat Jesus erprobt, dass er wirklich von Gott gesandt war; wer seinem Worte nachlebt, der giebt seinem ganzen Wesen eine Festigkeit, die durch keinen Sturm erschüttert werden kann; wer sein Leben nach Jesu Forderung in den Dienst vieler stellt, der gewinnt dadurch eine Grösse, wie sie kein Eroberer und Unterdrücker der Menschen besessen hat; wer im Geben andere beglückt, der ist glücklicher, als wer im Nehmen sich zu bereichern sucht. So ist auch Jesu Busspredigt in ihrem Kern eine Freudenbotschaft, ein Evangelium.

Das hat Simon Petrus verstanden, als er in seinem vom jüdischen Volk verworfenen und verstossenen Meister den Messias, den Herrn des Gottesreiches, erkannte. Jesus brachte ihm, was kein pharisäischer Schriftgelehrter zu bringen vermochte, die Fassung der Lebensaufgabe, die allein dem Glücke des Gottesreiches entspricht. Das von Petrus zuerst ausgesprochene grundlegende Bekenntnis der neuen Gemeinde — Jesus ist der Messias — sagt also aus, dass die Gerechtigkeit, wie sie Jesus fordert, das höchste und am meisten befriedigende Ziel sei, dem einer nachstreben könne, und dass der grosse Prophet, der diese höchste Gerechtigkeit predigt, schon dadurch sich als den verheissenen Bringer eines ewigen Heiles erweise. Weil Jesu Predigt in ihrem innersten Wesen eine Freudenbotschaft, ein Evangelium ist, deshalb bekennt sich die erste Gemeinde zu ihm als dem Messias.

Schon dieses älteste Bekenntnis schliesst aber einen Gegensatz in sich. Es ist der vom Judentum verworfene und verstossene Mann, in welchem Petrus den Messias erkennt. Wer zu diesem Messias hält, sagt sich ebendamit los von der öffentlich geltenden jüdischen Frömmigkeit; er erklärt, dass Gott selbst diese herrschende Art, seinen Willen aufzufassen und zu vollbringen, verwerfe. Das Bekenntnis zu Jesus als dem Messias muss die neue Gemeinde von der jüdischen Volksgemeinde scheiden. Dieser Riss wird noch deutlicher, wie die höchsten Vertreter jüdischer Frömmigkeit Jesus verurteilen, an das Kreuz und in den Tod bringen, aber seine Gläubigen den Auferstandenen sehen und trotz seines Schmachtodes als den kommenden Messias verkünden. Am schärfsten hat Paulus diese gegensätzliche Art des ersten christlichen Bekenntnisses empfunden und zur Geltung gebracht. Jesus hat unwürdigen Gesetzeszwang, wie er von Jerusalem aus gefordert wurde, sofort in seinem Unrecht erkannt und von sich und den Seinigen abgewehrt; Paulus hat ihn lange als eine von Gott aufgebürdete Last getragen, bis ihm vor Damaskus das Bild des gekreuzigten Messias plötzlich von himmlischem Lichte umstrahlt aufleuchtete: der Messias gekreuzigt — also gilt das Gesetz nicht, das jeden Gekreuzigten verflucht; damit ist die Knechtschaft zu Ende, und der Tag der Freiheit, der Erlösung ist angebrochen. So malt Paulus den heidnischen Galatern den gekreuzigten Messias vor Augen; wie er nach Korinth kommt, will er dort nur predigen, dass Jesus der Messias, und dass dieser gekreuzigt sei. Damit ruft er den Heiden zu: ihr könnt zum Messias, zum seligen Gottesreiche gehören, ohne an die engen jüdischen Satzungen gebunden zu sein. Petrus hatte in Jesus um seiner beseligenden Worte willen den

Messias erkannt. Das tritt bei Paulus zurück, so heilig ihm auch das Wort Jesu gilt; aber die Auferweckung des Gekreuzigten bestätigt ihm den Glauben, dass Jesus der Messias ist, und dass Gott selbst die bisherige Geltung des jüdischen Gesetzes beseitigen will. Das war doch eine erste verhängnisvolle Verschiebung des urchristlichen Glaubens: nicht die Worte Jesu sind es mehr, um deren willen er als der König und Herr der künftigen Welt erscheint, sondern sein Kreuz und seine Auferstehung, zwei Thatsachen seiner Geschichte.

Und noch mehr als das: der Messias war ja dem jüdischen Glauben eine längst bekannte Hoffnungsgestalt. Er weilt droben bei Gott, um am Ende der Tage das herrliche, ewige Gottesreich vom Himmel herabzubringen. Für ihn ist die Welt und all ihre Herrlichkeit geschaffen. Und nun hat doch Jesus in Armut und Niedrigkeit gelebt und ist schliesslich am Kreuze gestorben. Das ist ein Gegensatz, der Paulus aufs tiefste bewegt. Der, dem man im Himmel, auf Erden und in der Unterwelt dereinst als dem Herrn huldigen und dienen wird, der darf diese Herrscherstellung und Würde nicht in raschem Zugreifen an sich reissen; er muss Gott gehorsam den Weg der Erniedrigung und der Schmach wandern, bis ihn Gott mit der ihm verheissenen Herrlichkeit bekleidet. So erscheint schon die Menschwerdung des Messias als eine That demütigen Gehorsams. Und Paulus weiss sie noch in tieferer Weise zu würdigen. Ihm steht es von vornherein fest, dass der Messias, der Herr der künftigen sündenreinen Welt, niemals von der Sünde irgend befleckt und entstellt sein kann; so gebührt ihm auch kein sterblicher Leib, sondern nur die unvergängliche Herrlichkeit, wie sie zu dem ewigen Gottesreiche passt. Trotzdem trug Jesus auf Erden sterblichen

Leib und ist wie ein sündiger Mensch dem Tode zum Raub gefallen. Das ist schon eine That göttlicher Liebe, weil durch das Kreuz des Messias das enge jüdische Gesetz für unverbindlich erklärt wurde; aber noch mehr: der Reine stirbt für die Unreinen, damit auch sündige Menschen am Reiche Gottes teilhaben können. Paulus knüpft mit allen diesen Gedanken freilich an die Worte Jesu an, durch welche er selbst seinen Jüngern seinen Tod gedeutet hat; aber Paulus geht über die Aussage Jesu hinaus, wenn er schon den Eintritt Jesu in die vergängliche Welt als eine That der Liebe Gottes und des Messias feiert. „Er war reich und ist um euretwillen arm geworden, damit ihr durch seine Armut reich würdet", heisst es im zweiten Korintherbrief.

Es ist für die ganze spätere Entwickelung des kirchlichen Bekenntnisses bedeutsam geblieben, dass in der Anschauung des Mannes, der das Christentum zuerst im weiten römischen Reiche von Stadt zu Stadt getragen und eingebürgert hat, die einzelnen Worte Jesu zurücktraten gegenüber den die Gemeinde begründenden Ereignissen seiner Geschichte: der Messias Mensch geworden, gekreuzigt, begraben und auferstanden, zu Gott erhöht, um dereinst zu kommen als ein Richter und als ein Retter. Das waren die festen Thatsachen der Heilsgeschichte, die in den von Paulus stammenden Gemeinden jedem Einzelnen eingeprägt werden mussten, damit er den Inhalt seines Glaubens kenne. Dieser Gedankenkreis war früheren Heiden freilich nur verständlich, wenn sie zuerst den allmächtigen Gott kennen gelernt hatten, der nicht wie die heidnischen Götter an irgendwelche Naturerscheinung gebunden ist, sondern Himmel und Erde von sich aus geschaffen hat. Und ebenso schien es notwendig, die Gaben der Erlösung in kurzer Formel

festzustellen. Da musste ein Gut vorausgestellt werden, dessen Besitz alle übrigen zu verbürgen schien. — Als die Jünger Jesu nach seiner Auferstehung es wagten, in dem messiasmörderischen Jerusalem den gekreuzigten und auferstandenen Messias zu verkünden, da erklang anfangs ihre Predigt in seltsamen gebrochenen Lauten, die der eine für ein Zeichen der Trunkenheit, der andere für ein Zeichen der Raserei nehmen mochte. Aber Petrus fand auch damals das lösende Wort: eine neue Bürgschaft der Nähe des Gottesreiches und zugleich eine Bürgschaft, dass gerade diese Gemeinschaft die Gemeinde des Gottesreiches ist, hat Gott mit dieser seltsamen Sprache der Jünger gegeben; der für das Messiasreich verheissene heilige Gottesgeist ist auf diese Gemeinschaft herabgekommen; die Gemeinde des gekreuzigten und auferstandenen Messias besitzt als ein Pfand ihrer Zugehörigkeit zum Gottesreich schon jetzt den heiligen Geist. Auch diese Erkenntnis des Petrus hat die spätere Christenheit festgehalten. Weil der Gottesgeist in ihr wohnt, deshalb ist sie eine Gemeinde von Heiligen, darf der Vergebung ihrer Sünden und der Erweckung ihres jetzigen vergänglichen, weil der Sünde verfallenen Leibes gewiss sein. So bildete sich aus der Glaubensanschauung des Paulus heraus in seinen Gemeinden schon frühe die Zusammenfassung der christlichen Grundwahrheiten, die uns allen als das apostolische Glaubensbekenntnis geläufig ist.

Eine tiefgreifende Umgestaltung hatte sich also schon in der ersten Christenheit vollzogen. Man vergass es ja nicht, dass Jesus im Kampfe mit den Pharisäern eine neue Lebensrichtung gepredigt hatte; aber nicht aus seiner besonderen Auffassung des Gotteswillens erkannte

man mehr den Messias; eine ausführliche Heilsgeschichte beginnend mit der Schöpfung der Welt und endigend mit der Wiederkehr des Messias und der Auferweckung seiner Gemeinde nahm das Denken der Christen mehr und mehr in Beschlag. Ohne Frage war diese Entwickelung der Ausbreitung des Christentums unter den Massen der Heidenwelt äusserst günstig. Die Heiden suchten in der Religion das Geheimnis, und Geheimnisse wurden ihnen hier geboten: da war eine Gemeinde, die Gott vor Erschaffung der Welt zur dereinstigen Herrschaft über die Welt bestimmt hatte, für die der Sohn Gottes in Niedrigkeit geboren und am Kreuze gestorben war, die den heiligen Geist Gottes und damit die Bürgschaft der Sündenvergebung und eines ewigen sündenreinen Lebens besass. So schien es jetzt nicht mehr die erste, hauptsächliche Aufgabe eines Jüngers Jesu zu sein, die Seligkeit in der Erfüllung der Worte seines Heilandes zu suchen; die erste Aufgabe war vielmehr die, zu der Gemeinde des Messias sicher zu gehören, an dem ihr geschenkten Geiste Gottes sicheren Anteil zu haben, also alle die Bedingungen treu zu erfüllen, die den Zusammenhang des Einzelnen mit dem Volke der Verheissung verbürgten. Schon Paulus tadelt die hohe Wertschätzung der geheimnisvollen Zungenrede in der Korinthergemeinde; es wollte sie jeder üben, um so des Besitzes des heiligen Geistes gewiss zu sein. Aber auch für Paulus ist die Taufe eine geheimnisvolle Handlung, durch die der Einzelne in eine wundersame Verbindung mit dem Messias tritt, und der Apostel hat keine Einwendung dagegen zu machen, wenn sich in Korinth manche Christen sogar für ihre Toten noch taufen liessen. In ähnlicher Weise betrachtet er auch das heilige Abendmahl als ein Mittel, eine wunder-

same Gemeinschaft zwischen dem Messias und den Seinigen herzustellen; wer aber unwürdig zum Messias kommt, der findet in ihm nicht den Retter, sondern den Richter; und so glaubt Paulus den unerwarteten Tod zahlreicher Gemeindeglieder in Korinth dem unwürdigen Genuss des Abendmahls zuschreiben zu müssen. So gewinnt in der jungen Christenheit neben der heiligen Geschichte die gottesdienstliche Handlung eine hohe Bedeutung, die mit dem freien Urteil Jesu über den Wert gottesdienstlicher Handlungen wenig übereinstimmt.

Damit gewinnt aber auch die christliche Frömmigkeit eine wesentlich andere Art, als sie uns in den Worten Jesu entgegentritt. Bei dem Apostel Paulus zeigt sich das nur in gelegentlichen Äusserungen: er teilt noch mehr als die Späteren mit Jesus den Boden des Kampfes gegen die gesetzliche Frömmigkeit und ist doch auch aufs stärkste berührt von dem Geiste der urchristlichen Gemeinde, die sich an den Worten Jesu erbaut hatte. Das neue Wesen, das den Wert eines Christen ausmacht, kann er Dank seiner schriftgelehrten Bildung in eine scharfe Formel fassen, wie sie die volkstümliche Predigt Jesu nicht darbietet: in der Gemeinschaft mit dem Messias Jesus gilt weder jüdischer noch heidnischer Brauch, sondern der Glaube, der durch die Liebe thätig ist. Aber neben der frohen Glaubenszuversicht steht bei Paulus doch auch immer lebendig der Wunsch, die Tiefen der Gottheit im Kreise der Vollkommenen zu ergründen; damit glaubt er des Besitzes des Gottesgeistes erst recht froh zu werden, wenn er die Geheimnisse der göttlichen Wege zu erfassen meint. Und neben der helfenden Liebe, die ihm freilich das einzige, auch im Gottesreich bleibende Gut unseres jetzigen Lebens ist, macht sich doch schon bei ihm die weltmüde Abkehr

von allem Irdischen geltend, bis zu dem Grade, dass er den Christen seiner korinthischen Gemeinde auf das ernstlichste das Eingehen eines Ehebundes um der daraus leicht entspringenden Sorgen und Drangsale willen widerrät. Diese Umbiegung des ursprünglichen Lebensziels der ersten Christengemeinde ist zu bedauern, aber auch zu verstehen. Sobald die Erlösung als ein geheimnisvoller Vorgang betrachtet wurde, da der vom Vater gesandte Messias seine göttliche Herrlichkeit mit irdischer Art vertauschte, um als Mensch zu leiden und am Kreuze zu sterben, so bald musste die andachtsvolle Betrachtung dieses Vorgangs als ein wesentliches Stück der Frömmigkeit beurteilt werden, und die heiligen Handlungen, durch die man sich der Gemeinschaft mit dem Volke des Messias versicherte, reizten ebenso zu einer stillen andächtigen Frömmigkeit, die von der kraftvoll thätigen Art Jesu freilich gänzlich verschieden ist. War es nun bei Paulus selbst nicht die Lebensrichtung Jesu, die ihn ursprünglich zum Christentum führte, so kann es uns auch nicht wundern, wenn er die Aufgabe, heilige Gottesgemeinden dem Messias zuzuführen, einmal dahin deutet, man müsse allem nacheifern, was irgendwo gelobt und gepriesen werde. Nun war eine weltflüchtige Entsagung den damaligen Juden und Heiden ein Merkzeichen grösster Frömmigkeit. War also die Lebensauffassung Jesu nicht mehr der tiefe Kern und der leuchtende Stern im Leben seiner Gemeinde, so war es wohl zu verstehen, dass neben ihr die Frömmigkeit andächtiger Betrachtung und die Frömmigkeit weltflüchtiger Entsagung Wurzel fassten.

Aber sehr bald erkannte die Christengemeinde hier grosse Gefahr. Die fromme Betrachtung der Geheimnisse Gottes hielt sich frühe nicht mehr an die durch die jüdische Messiashoffnung und das Leben Jesu gezogenen Grenzen; in weitschweifenden Gedankenbildern suchte die Richtung der sogenannten Gnosis die Geschichte der Erlösung darzustellen; „aus der göttlichen Lichtwelt neigt sich der Erlöser zu den im Dunkel der Erdenwelt gefangenen Geistern herab, um sie aus ihrem Kerker zu befreien, soweit sie sich noch befreien lassen, und um sie der himmlischen Vollkommenheit zuzuführen". Das waren etwa die Grundzüge der gnostischen Erlösungslehre, aber im Einzelnen wichen die Lehrer weit voneinander ab. So schien sich die Christenheit in eine bunte Menge von Gemeinden verschiedensten Bekenntnisses aufzulösen. Da bewährten sich doch Jesu Worte als das kostbare Kleinod, dessen Schimmer sich durch solche Umschleierung nicht verhüllen lässt. Die Gemeinden prägten sich diese Worte ein; dadurch blieben sie vor den Überschwänglichkeiten gnostischer Schwärmerei bewahrt. Eingeprägt aber wurden diese Worte durch Verlesung der Evangelien im Gottesdienst; der regelmässige Besuch dieses Gottesdienstes war das beste Mittel zur Abwehr gnostischer Irrtümer; die Vorsteher der Gemeinden, die den Gottesdienst leiteten, denen auch die Unterweisung der neu eintretenden Gemeindeglieder zufiel, wurden somit die Hüter des rechten Glaubens; und wenn die Zugehörigkeit zu der Gemeinde des Heils seit Paulus die eigentliche Christenaufgabe war, so wurde jetzt nur der als zur Gemeinde gehörig betrachtet, der sich den berufenen Vorstehern der Gemeinde, den Bischöfen, den Presbytern und den Diakonen unterordnete. So werden diese Beamten der Gemeinde zu heiligen Personen, die

gleich den Sakramenten dem einzelnen Christen die Gemeinschaft mit dem Volk der Verheissung verbürgen. Um dieselbe Zeit wird mit geringen Abweichungen für alle Teile der Kirche die Sammlung von Schriften der ältesten Christenheit festgestellt, die allein im christlichen Gottesdienst zugelassen werden sollen, weil da und dort die schwärmerischen Irrlehrer versuchten, ihre Schriften im Gottesdienst der Gemeinden einzubürgern. Auch die so ausgesonderten Schriften erhielten dadurch eine besondere Weihe und Heiligkeit als gottgegebene Mittel, um die Gemeinde Christi von fremdartigen Einflüssen rein und ihrer ursprünglichen Eigenart getreu zu erhalten. So hatte die Christenheit, der anfangs alle äusseren Formen unwichtig erschienen waren, nun nicht bloss eine heilige Geschichte, sondern auch heilige gottesdienstliche Handlungen, heilige durch ihr Amt geweihte Personen, eine heilige Schrift.

Doch nicht bloss die Gedankengebilde der gnostischen Lehrer, auch die weltflüchtige Frömmigkeit, die in den Gemeinden sich einbürgerte, brachte eine Gefahr. Wenn es unrecht war, sich mit den Aufgaben des Staatslebens, des Erwerbs, des Handels eindringlich zu befassen, wenn der Christ im Heer auf jede Ehrenstelle verzichten sollte, um nicht in heidnisches Wesen hereingezogen zu werden, wenn der Besuch der Schauspiele ihm verboten wurde, wenn das ehelose Leben für ihn das heilige Leben bedeutete, wenn eine immer strengere Fastensitte um sich griff, wenn in einzelnen Gemeinden die Busse so gehandhabt wurde, dass jeder Fehltritt gegen das kirchliche Herkommen mit Ausstossung aus dem Verbande der Christenheit gestraft wurde, dann war das Christentum nicht dazu geeignet, die allgemeine Weltreligion zu

werden. Aber die Gemeinden liessen sich nicht in die enge Gesetzlichkeit solcher Bussprediger zwingen. Sie verehrten die frommen Büsser, die Einsiedler, die Mönche; aber das Laienchristentum ging einen anderen Weg. Nur darin lag ein unermesslicher Schaden, dass das vornehme Stillleben des Einsiedlers und Mönchs nun für frömmer galt, als das gemeinnützige, arbeitsame Leben in der Gesellschaft. Der Laie sah zu dem Büsser als zum Vertreter einer höheren Frömmigkeit empor, und thatsächlich stand doch die Frömmigkeit des Laien dem Ziel des ursprünglichen Christentums viel näher, als die Frömmigkeit dessen, der sich von den Aufgaben des Volkslebens abkehrte.

So kann es uns nicht wundern, wenn gerade diese weltflüchtigen Leute doch schliesslich auch den Laien die Art ihres Christentums vorgeschrieben haben. Die Bestimmung des rechten Glaubens ging wesentlich von diesen einsamen Grüblern aus, die in dem Nachdenken über die Glaubenswahrheiten ihre Seligkeit fanden und um die Aufgaben der Charakterbildung in dem wirren Getriebe des Lebens sich wenig kümmerten. Mönche und mönchisch lebende Priester haben auf den grossen Reichskonzilien des Ostens das Wort geführt, wo durch kaiserliche Entscheidung und Mehrheitsbeschlüsse der Inhalt des christlichen Glaubens festgestellt werden sollte. Da tritt denn das von Jesus gepredigte Lebensziel, um deswillen einst Petrus in ihm den Messias erkannte, völlig zurück; nur dass man in der Gemeinschaft mit Jesus ein ewiges seliges Leben erreichen soll, ist der Glaubensgedanke, der jetzt eine neue Ausprägung findet. Dieser Gedanke war von der ältesten Gemeinde mit dem Messiasnamen Jesu ausgedrückt worden; aber für die griechisch-römische Welt,

in der jetzt das Christentum seine Heimat gefunden hatte, war das Wort Messias oder Christus ein unverständlicher Name Jesu geworden. Da wollte man auf andere Weise verstehen, wie der Erlöser den vergänglichen Menschen ein unvergängliches Leben zu bringen vermöge. So lehrte man in Nicäa, dass der Sohn Gottes aus eigener Fülle den Sterblichen ewiges Leben gebracht habe; denn er selbst ist gleichen Wesens mit Gott, wie Vater und Sohn gleichen Wesens sind; wie die Sonne nicht gedacht werden kann ohne den Strahl, der von ihr ausgeht, so kann der Vater nicht gedacht werden ohne den Sohn: und doch ist nur eine Sonne, und ist nur ein Gott. Aber wer diesen Geheimnissen nachgeht, kommt so bald nicht zur Ruhe. Wie kann nun der einzelne Christ an dem ewigen Leben durch Christus teilhaben? Längst war in der Taufformel neben Vater und Sohn als dritter Name der Name des heiligen Geistes getreten. Wer an dieser der Gemeinde geschenkten Gottesgabe teilhat, der hat auch Teil an dem seligen, ewigen Leben der Zukunft. Das war schon in der Urgemeinde geglaubt worden. So brachte also der heilige Geist dem Einzelnen ewiges Leben. Das Bild von der Sonne und ihren Strahlen passte auch hier: wie von der Sonne unzählige Strahlen ausgehen in die unermessliche Welt, so gehen von dem ewigen Gott zwei ewige Wesen aus, die den Menschen die Gabe des ewigen Lebens vermitteln: damit ist auf dem ersten Konzil zu Konstantinopel 381 ein Geheimnis festgestellt worden, das seitdem immer wieder die Lust an tiefsinnigem Grübeln geweckt hat: die Lehre von der Dreiheit der Personen bei der Einheit der Gottheit. Doch noch tiefer wollte man das Geheimnis der Erlösung ergründen: ein sterbliches Weib hat den ewigen Gottessohn geboren; als die Mutter Gottes darf Maria ver-

ehrt werden; in der Person des Erlösers war Vergänglichkeit und Unvergänglichkeit, menschliche und göttliche Art in innigster Verbindung miteinander vereinigt, ohne dass doch eine von beiden ihr Wesen dadurch verändert hätte; denn wie Gottheit und Menschheit in Jesus miteinander verknüpft waren, so sollen durch den Erlöser die sterblichen Menschen zum unvergänglichen ewigen Leben geführt werden.

Heisse Glaubenskämpfe wurden durchgekämpft, bis diese Aufstellungen der Christenheit des römischen Reichs als ein heiliges Gesetz auferlegt waren, und über zwei Jahrhunderte lang wird noch nach dem Konzil von Kalchedon (451), das die Anschauung von den zwei Naturen Christi als dem wahren Glauben entsprechend bezeichnete, über diese, uns vielleicht fremdartig anmutende, Lehre gestritten. Aber dieser Gedankenarbeit entsprach die von der Kirche damals gepflegte Frömmigkeit. Die Menschwerdung des Göttlichen feiert die Kirche seit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts in ihrem Weihnachtsfest; das heilige Abendmahl gewinnt immer mehr die Bedeutung des Genusses einer Himmelsspeise, die zum ewigen Leben befähigt; und alle gottesdienstliche Feier erhält die Bedeutung einer Vorwegnahme jenes künftigen Heils, das den Gläubigen im Jenseits erwartet. So wird der Gottesdienst reichlich ausgestattet mit allem, was das Herz über die vergängliche Welt hinausheben kann; und wenn sich die griechische Kirche des achten Jahrhunderts mit Heftigkeit für den Bilderschmuck ihrer Gotteshäuser wehrt, so leitet sie dabei der Gedanke, dass, in der Betrachtung und Verehrung der heiligen Bilder, das göttliche Leben der jenseitigen Welt schon im Diesseits genossen werden kann.

Damit war die Form des christlichen Lebens er-

reicht, die nun über tausend Jahre ohne tiefere Umgestaltung in der griechischen Kirche gepflegt wird: eine Religion heiliger Gebräuche, durch welche das Herz zur Vereinigung mit der Gottheit bereitet werden soll. Von solchen Gebräuchen redet freilich Jesus mit keinem Worte. Und doch dürfen wir nicht vergessen, dass auch im griechisch-russischen Gottesdienst das Evangelienbuch das heilige Buch ist, dass die heiligen Formeln und Gebete sich überall an die Worte Jesu und seiner Jünger anschliessen, dass auch dort im christlichen Unterricht die biblische Geschichte nicht ganz vergessen wird. So erwächst auch in dieser dem Urchristentum scheinbar weit abgewandten Kirche doch immer wieder eine thatkräftige, den ersten christlichen Lebenszielen nahestehende Frömmigkeit: wo Jesus Christus verkündigt wird, da zeigt sich auch immer wieder die Kraft seines Geistes. Aber die öffentlichen Einrichtungen der griechischen Kirche sind mehr dazu angethan, das Evangelium Jesu zu verdecken als es zu predigen.

An der Entwicklung der Kirche, wie sie bisher geschildert wurde, nahm die Christenheit des ganzen römischen Reiches, im Osten und im Westen, in gleicher Weise teil; auch der Bilderstreit, der erst nach der endgültigen Lostrennung Roms von der Oberherrschaft Konstantinopels zu Ende geführt wird, findet im Abendlande denselben Abschluss, wie im Morgenlande: den Bildern bleibt ihre herkömmliche Verehrung. Und doch herrscht im Gebiete der lateinischen Kirche schon frühe ein wesentlich anderer Geist als auf griechischem Boden. Es ist nicht zufällig, dass die grossen Konzilien, welche die rechte Lehre von den Personen der Gottheit

und von der Natur des Erlösers feststellten, sämtlich in Konstantinopel oder in Kleinasien gehalten wurden; das Abendland hat den Satzungen zugestimmt, aber am Streite weniger teilgenommen. Den lateinisch redenden Christen sind von Anfang an die Fragen viel wichtiger, wie der Einzelne der Gemeinde Gottes eingegliedert wird, unter welcher Bedingung er dieser Gemeinde zugehört, durch welche Sünde er dieses Heiles verlustig geht; und wieder die andern, wie jede einzelne Gemeinde ein Teil der gesamten Christenheit ist, der die Verheissung des Herrn zuteil wurde; nach welchen Ordnungen diese Christenheit sich auf Erden einrichten soll, in welchem Verhältnis ihre Gesetze zu den Gesetzen des Staates stehen, wie der Gehorsam gegen die Gebote der Kirche mit dem Gehorsam gegen die weltliche Obrigkeit zu vereinigen sei. Das sind die Fragen, die schon bei den ältesten lateinischen Kirchenvätern, bei Tertullian und bei Cyprian hauptsächlich zur Sprache kommen und die vor allem das Denken des einflussreichsten Lehrers der abendländischen Christenheit, des heiligen Augustinus, beschäftigen. Zeigen die Griechen, wie das Heil von der Gottheit her sich zur Menschenwelt herabsenkt, so ist die fromme Betrachtung der abendländischen Christenheit darauf gerichtet, wie der Mensch aus Sünde und Tod, durch die Gnadenmittel der Kirche, zur Gemeinschaft mit Gott und zu ewigem reinem Leben erhoben wird.

Auch diese abendländischen Christen sind also nicht durch den wertvollen Inhalt der Predigt Jesu, durch das hohe Lebensziel, das in seinen Worten uns vor Augen tritt, für Jesus und seine Gemeinde gewonnen; auch sie sehen in Jesus Christus vor allem den durch wundersame Ereignisse beglaubigten Gottessohn, der die Heilsgemeinde

gegründet und mit göttlichen Kräften ausgestattet hat, damit alle in ihr zu einer sonst nirgends erreichbaren Seligkeit kommen. Aber die abendländische Kirche hat sich niemals damit begnügt, nur die andächtige Teilnahme an den gottesdienstlichen Handlungen und die tiefsinnige Betrachtung der Wunder der Erlösung als ausreichende Bedingung für die Zugehörigkeit zur Heilsgemeinde zu fordern. In ihr tauchen schon frühe die Fragen auf, ob man die Christen, die in der Verfolgung ihren Herrn verleugnet haben, überhaupt noch in der Gemeinde dulden soll; ob man sündige Menschen in dem Volke Gottes ertragen dürfe. Nicht als ob diese Fragen der griechischen Kirche ganz unbekannt gewesen wären, aber im Abendlande sind sie der Gegenstand heftiger Kämpfe, wie man im Morgenland über die Person Christi, ihre Gottheit und Menschheit streitet. Da steht die lateinische Christenheit doch ohne Frage den Worten Jesu bedeutend näher als die griechische Kirche. Wo die Frage nach heiligem Leben des Einzelnen im Vordergrund steht, da wird die Forderung Jesu verhältnismässig leicht einen bereiteten Boden finden.

Aber weil es der abendländischen Christenheit in ganz anderer Weise als der griechischen Kirche auf die Erziehung der Einzelnen zu heiligem Leben ankommt, ist bei ihr auch die Frage nach der Verfassung der Kirche von grösserer Wichtigkeit als bei den Christen des Ostens. Für die Frömmigkeit, die von Byzanz ausgeht, ist der Priester die heilige Person, die den heiligen Gottesdiensten obliegt; und je höher die Priesterwürde steigt, desto näher scheint ihr Träger der Gottheit zu kommen: wie eine Himmelsleiter, welche die ewige Welt mit der Erde verbindet, so besteht eine feste Ordnung heiliger Wesen von den Engeln, die dem Throne Gottes

zunächst stehen, bis zum Priester, der am Altare waltet. Da in diese Ordnung notwendig alles eingerechnet wird, was dem Einzelnen in persönlicher Ausprägung gross und erhaben entgegentritt, so versteht man, dass auch der Kaiser als oberster Schutzherr der rechtgläubigen Christenheit in diese Reihe verehrungs-, ja anbetungswürdiger Gestalten gehört. Es ist ja auch das dem Abendland kein ganz fremder Gedanke. Karl d. Gr., dann wieder die Ottonen haben sicher auf diese Betrachtung des Kaisertums Wert gelegt. Aber wichtiger für die Geschichte des Abendlandes ist doch der Kampf zwischen Kaisertum und Papsttum. Und dieser Kampf hat seinen tiefsten Grund darin, dass die Kirche des Abendlandes nicht ihre Angehörigen bloss in den Stunden des Gottesdienstes und im Gebete über die Welt und ihre Kümmernisse erheben, dass sie nicht bloss dem Einzelnen den Blick auf ein ewiges, seliges Leben im Jenseits offen halten, sondern dass sie die Völker in ihrem ganzen Thun und Treiben beherrschen und nach ihren Gesetzen lenken will.

Dieser Gedanke hat schon grossen Kirchenfürsten vorgeschwebt, als noch das weströmische Reich bestand: Ambrosius von Mailand hat in Oberitalien, Augustin in Nordafrika, Papst Leo der Grosse im ganzen Gebiete des weströmischen Reiches dieses Ziel verfolgt. Und wenige Jahrzehnte, nachdem die drückende Oberherrschaft der arianischen Germanen in Italien beseitigt war, nach dem Untergang des Ostgotenreiches, ersteht in Gregor I. der römische Bischof, der durch sein umsichtiges Walten eine neue geistige Weltherrschaft Roms im Abendlande begründet hat. Es ist merkwürdig, wie das Mönchtum auch hier die Führung in der katholischen Christenheit in Anspruch nimmt. Mönche haben im Osten die Lehre der griechischen Kirche, die Gottesdienstordnung und die

eigenartige Frömmigkeit ausgestaltet; Mönche haben im Westen die Herrschaft der Kirche über die Welt begründet. Gregor I. war Mönch. Aber während damals der Patriarch von Konstantinopel durch reichliches strenges Fasten einen besonderen Grad von Heiligkeit zu erreichen meint, weiss Gregor, dass die Grösse des Christen sich im Dienste Anderer zeigen muss; da sich jener den stolzen Titel eines Reichspatriarchen beilegt, nennt sich Gregor den Knecht der Knechte Gottes. Und thatsächlich hat er vielen gedient. Er hat die Langobarden und Angelsachsen in kluger Weise dem Christentum gewonnen; er hat den Franken und Westgoten die Ordnung des römischen Gottesdienstes gebracht; so hat er der Zersplitterung der abendländischen Kirche entgegengearbeitet. Den Angelsachsen gab er zuerst Bischöfe; bald gewöhnten sich die Völker daran, dass der Papst ihnen Bischöfe zusandte: Bonifatius wird 748 Erzbischof von Mainz, Methodius um 870 in Mähren. Damit werden die Rechtsordnungen der römischen Kirche im ganzen Abendlande zur Geltung gebracht. Schon um 860 findet Papst Nikolaus I. Glauben und Gehorsam, wenn er sein Recht, die Bischöfe von Köln und Trier abzusetzen, auf angeblich uralte päpstliche Erlasse gründet, welche der Bischof Isidor von Sevilla vor zwei Jahrhunderten gesammelt habe. So werden bald alle Bischöfe des Abendlandes Beamte des Papstes, und es wird als eine verwerfliche Sünde gekennzeichnet, was vorher allgemeiner Brauch geworden war, die Ernennung der Bischöfe durch den Landesfürsten. Aber dieser Brauch kann erst kräftig bekämpft werden, nachdem das Papsttum selbst von der Laienwelt unabhängig geworden ist. Wiederum sind Mönche an der Arbeit, um die Kirche frei zu machen von der Welt. Der Orden von Cluny sucht zuerst die

unwürdige Abhängigkeit des Papstes vom römischen Adel zu beseitigen, indem er unter Otto I. darauf drängt, dass der Kaiser die Wahl des Papstes bestätige; dann, wie auch dieses Mittel nicht ausreicht, ist es der Cluniacensermönch Hildebrand, der mit Papst Nikolaus II. die Wahl des obersten Lenkers der Kirche in die Hände geistlicher Würdenträger legt. So ist die römische Kirche von weltlichen Einflüssen möglichst frei geworden. — Seit der Belehnung durch Pippin den Kurzen ist der Papst ja auch Landesherr; das Papsttum hat sich beeilt, aus dem Lehensverhältnis zum Frankenkönig herauszutreten, indem es dem Frankenkönig die Kaiserkrone aufs Haupt setzte; jetzt, seit der Neubestimmung der Papstwahl, scheint es notwendig, dass der Papst sich auch gegen den Kaiser verteidigen könne: er schafft sich ein Heer, indem er die Normannen in Unteritalien und Sizilien belehnt; später, als das Normannenreich an das hohenstaufische Kaiserhaus fiel, haben die Päpste sich eigene Söldner geworben. — Auf allen Gebieten zeigen sie ihre Gewalt. Die Ehelosigkeit der Priester, ein Vorbild katholisch-heiligen Lebens und ein wirksames Mittel zur Verstärkung der Macht der Kirche, wird gewaltsam durchgeführt; die Einsetzung der Bischöfe durch Laien wurde freilich nie völlig beseitigt: doch kommt hauptsächlich deshalb Heinrich IV. über die Alpen, um in Canossa vor dem Papste Busse zu thun. Die Kirche predigt den Gottesfrieden, die Kirche begeistert zum Kreuzzug. Um 1215 ist die Macht des Papsttums unter Innocenz III. aufs höchste gestiegen: sie zwingt den König von Frankreich, den König von England, sich ihren heiligen Anordnungen zu fügen; der künftige Herrscher des deutschen und italischen Reichs wächst unter der Vormundschaft des Papstes heran; auch in der östlichen Kaiser-

stadt, in Konstantinopel, herrschen die Anhänger des Papsttums; gegen die ihm widerspenstigen Richtungen der Waldenser und Albigenser wird der Kreuzzug gepredigt; aber die frommen Brüder des hl. Franziskus und die ernsten Predigermönche des hl. Dominicus ziehen lehrend und Beichte hörend von Ort zu Ort. Denn die Herrschaft der Kirche lastet strenge auf den Völkern: die Bibel und der Abendmahlskelch wird jetzt den Laien genommen und den Priestern vorbehalten; aber jeder Laie wird angewiesen, mindestens einmal im Jahr um die Osterzeit dem Priester oder dem bevorrechteten Ordensbruder zu beichten: die Erziehung der Laien durch die Kirche wird eifrigst gefördert. Das dreizehnte Jahrhundert ist die Blütezeit der katholischen Kirche. Da wirken die grossen Lehrer der Kirche Bonaventura, Thomas von Aquino, Duns Skotus; da predigt im weiten oberdeutschen Gebiet Bruder Berthold von Regensburg, der oft viele Tausende auf freiem Felde versammelt hat; da hat sich die fromme Landgräfin von Thüringen und Hessen Elisabeth durch den Ketzermeister Konrad zur Heiligen erziehen lassen; der aufgeklärte Hohenstaufe Friedrich II. hilft selbst ihren Sarg vor die Thore Marburgs hinaustragen, und über ihrem Grabe ersteht bald hernach der Wunderbau der Elisabethenkirche, ein Meisterwerk kirchlicher deutscher Kunst. Aber freilich von diesem Höhepunkt sinkt der Katholizismus rasch hernieder: die Päpste in Avignon und die Päpste der Renaissance haben alles gethan, um das Ansehen der Kirche zu schädigen. Da sucht sich die kirchliche Frömmigkeit des Abendlandes neuen Ausdruck und neue Art: die Reformation rüttelt gewaltig am Bestande der römischen Kirche. Aber noch einmal quillt dem Katholizismus neue Kraft und neues Leben aus

seinem Mönchtum. Die Gesellschaft Jesu tritt wie eine Kohorte, wie eine Kompagnie, auf den Kampfplatz; durch eine wohlüberlegte und wohlgeordnete Pflege der Andacht, durch das Wort der Predigt, durch Einrichtung und kluge Leitung mustergültiger Schulen, durch mancherlei Wohlthätigkeitsanstalten und durch umsichtige, machtvolle Einwirkung auf die Geschicke der Völker und Staaten hat dieser Orden und die ihm folgende römisch-katholische Kirche gerade im Gegensatz zu den Kirchen der Reformation sich eine grosse Bedeutung und Geltung verschafft.

Sicher kommt das Lebensziel Jesu in den Gemeinden des römischen Bekenntnisses in viel kräftigerer Weise zum Ausdruck, als im Gebiete der griechisch-russischen Christen. Der Vorgeschmack künftiger Seligkeit, der Blick auf die jenseitigen Güter, das selige Vergessen der Welt ist hier nicht mehr das Einzige, was erstrebt wird; die Erziehung, die Charakterbildung ist weit in den Vordergrund gerückt. Das tritt in der Pflege der Predigt und in der Wichtigkeit des Busssakramentes, auch in der Art des kirchlichen Unterrichtes deutlich hervor. Aber den Mittelpunkt römischen Gottesdienstes bildet doch das Wunder der Verwandlung, das die Gläubigen mit gesenktem Blick und gebeugten Knieen bei jeder Feier der Messe verehren: das ist eine heilige Form, die mit den Aufgaben christlicher Charakterbildung kaum etwas gemein hat. Und die höchste Art auch römisch-katholischer Frömmigkeit ist doch nicht der fröhliche Dienst an den Anderen, sondern das weltscheue Mönchtum, das im Abendlande freilich viel rühmenswerte gemeinnützige Arbeit geleistet hat, das aber alle solche Arbeit nur würdigen kann als ein höchstes Opfer der Selbstverleugnung, die um Gottes willen sogar auf die

selige, stille Abgeschiedenheit des Klosterlebens verzichtet. Das sind immerhin deutliche Zeichen, dass die römisch-katholische Kirche mit der griechisch-katholischen vielfach auch in dem übereinstimmt, was den Forderungen Jesu nicht entspricht; aber das Wichtigste, worin beide katholische Bekenntnisse von der ursprünglich um Jesus gescharten Gemeinde abweichen, bleibt doch immer das: die Jünger Jesu haben dem Willen Gottes, wie ihn Jesus predigte, zugestimmt und sind so zu dem Glauben gekommen, dass er der Messias sei; der römische wie der griechische Katholizismus verweisen den Einzelnen nicht auf ein höchstes Lebensziel, damit er es nach eigenem sittlichem Urteil frei erfasse und aus der Grösse dieses Ideals zurückschliesse auf die Grösse dessen, der solch ein seliges Ziel dem Menschen offenbart hat; sie verweisen den Einzelnen vielmehr auf eine Heilsgemeinde, die durch wunderbare Stiftung besteht und durch Wunder getragen und beglaubigt ist: ihr soll er sich eingliedern und ihren heiligen Ordnungen sich gehorsam fügen. Diese Ordnungen sind in der römischen Kirche mehr sittlich-rechtlicher, in der griechischen Kirche mehr geheimnisvoll-sinnbildlicher Art. Wenn man also auf die gottesdienstlichen Formen der beiden Bekenntnisse achtet, so wird der Unterschied zwischen ihnen verschwindend gering erscheinen; wenn man die Geschichte beider Kirchen ins Auge fasst und auf römischer Seite die selbständige, kraftvolle Entwickelung nach dem Ziele der Weltherrschaft, auf griechisch-russischer Seite die tote Gleichförmigkeit wahrnimmt, die sich nur da zu einer That aufzuraffen vermag, wo sie sich an ein kräftiges Volkstum anschliesst: — dann tritt einem allerdings die ganze Weite der Entfernung zwischen beiden Konfessionen entgegen. Und es kann gar keine Frage sein, dass die

römische Kirche den Gedanken des ursprünglichen Evangeliums viel breiteren Raum gönnt, als das der griechischen Form des Christentums möglich ist. Die römische Kirche hat weit mehr charakterbildende Art.

Ja noch mehr: sie hat einmal wenigstens die Predigt eines frei erkannten Lebenszieles, die Zusage zu der Nachfolge Christi, bewusst unter ihren Schutz genommen. Franz von Assisi glaubte in der selbsterwählten Armut und dienenden Liebe das Lebensziel Jesu erfasst zu haben. Damals fürchtete der Papst nicht, dass die Freude an solchem Vorbild den Einzelnen zur Geringschätzung kirchlicher Ordnungen führen werde. Er bestätigte den neuen Orden und gliederte ihn in das Ganze der Kirche ein. Und doch ist aus diesem Orden eine mächtige Bewegung zur Befreiung der Völker von der kirchlichen Oberherrschaft erwachsen. Der Gedanke, dass man in der Nachfolge Jesu ein frommes und glückliches Leben führe, liess den anderen Gedanken zurücktreten, dass man um seiner Seligkeit willen der bestehenden Kirche sich unterzuordnen habe. So entwickelt sich in den Kreisen franziskanischer Mönche zuerst der Gedanke, dass die kirchlichen Ordnungen kein unverbrüchliches Heiligtum sind, das die Seligkeit bewirkt, sondern die Seligkeit des Christen beruht auf der Richtung seines durch Christi Vorbild bestimmten Lebens, aber die kirchlichen Ordnungen haben sich nach den Bedürfnissen des gesamten Volkslebens zeitgemäss zu gestalten. Diesen Gedanken hat die römische Kirche aufs schärfste bekämpft, weil er ihren Einrichtungen den Boden entzog; aber beseitigen konnte sie ihn nicht mehr; nur weil er in weiten Kreisen Geltung besass, konnte aus einem neuen Verständnis der christ-

lichen Lebensaufgabe die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts erwachsen.

Denn das ist die That Luthers: er hat schärfer als irgend ein anderer das Wesen Jesu Christi verstanden. Er hat es nicht als ein Gelehrter erforscht, aber er hat mit dem Blick des Propheten in das Herz der Verkündigung Jesu geschaut. Er beginnt sein reformatorisches Handeln an jenem denkwürdigen 31. Oktober 1517 in seinen Thesen gegen den Ablass, indem er zunächst das Wort Jesu „thut Busse" tiefer verstehen lehrt. Busse thun ist ihm etwas ganz anderes, als dem Priester beichten und bei ihm sich Vergebung holen; Busse thun ist nichts anderes, als der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben; diese Pflicht der Selbsterziehung ist das heilige Grundgebot Gottes, das in jedem Augenblicke des Lebens erfüllt sein will und unter keiner Bedingung zeitweise zurückgestellt werden darf. Aber Luther stellt in seinen Thesen nicht bloss diese Aufgabe der Selbsterziehung dem leichtfertigen Ablasshandel entgegen, der die Schätze der Heilsgemeinde um eine runde Summe Geldes feilzubieten wagte; er lehrt in denselben Sätzen, dass jeder wirklich bussfertige Christ auch ohne Ablass volle Sündenvergebung besitzt, dass jeder wahre Christ im Leben oder Tod auch ohne Ablass an allen Gütern Christi oder der Kirche teil hat.

Nun kann aber Luther nur den als wirklich bussfertig bezeichnen, der sein Leben lang den Kampf gegen die Sünde führen will; und auch der wahre Christ ist ihm nur der, welcher thatkräftig für das Lebensziel seines Meisters eintritt. Die 95 Thesen schliessen mit den zwei

ernsten Sätzen: „man soll die Christen mahnen, dass sie sich bemühen, ihrem Haupte Christus nachzufolgen durch Strafe, Tod und Hölle; so sollen sie mehr darauf vertrauen in den Himmel zu kommen unter vielen Drangsalen, als in sorglosem Frieden.“ Das will doch heissen, dass das Christenleben nur dann eine Verheissung hat, wenn es ein fortgesetzter Kampf ist um die Durchführung einer Lebensrichtung gegenüber allen ihr entgegentretenden Hemmnissen. Wer diesen Kampf redlich kämpft, der braucht sein Vertrauen nicht zu gründen auf seinen Gehorsam gegen irgend welche kirchliche Einrichtung; er gründet es allein auf das Evangelium von Gottes Herrlichkeit und Gnade. Luther kämpft gegen das leichtfertig sorglose Wesen, das sich möglichst rasch mit dem Himmel abfindet, um der eigenen Lust und Bequemlichkeit zu leben. Aber das kraftvolle Ergreifen der christlichen Lebensrichtung darf über die Angst der Sünde hinausheben und der Gnade Gottes gewiss machen. Und was die besondere Art dieser christlichen Lebensrichtung ist, spricht Luther in jenen für die Reformation grundlegenden Sätzen deutlichst aus. Es gemahnt unmittelbar an die Worte Jesu und an seinen Kampf gegen die falsche Frömmigkeit der Schriftgelehrten, wenn Luther ausruft: „wer dem Armen giebt oder dem Dürftigen leiht, der thut besser, als wer sich einen Ablassbrief kauft; wer einen Dürftigen sieht und sich nichts um ihn kümmert, sondern sich Ablass kauft, der erkauft sich nicht die Nachsicht des Papstes, wohl aber den Zorn Gottes.“ Das ist genau derselbe Gedanke, wie wenn Jesus es als eine falsche Anschauung brandmarkt, dass einer den bedürftigen Eltern ihre Unterstützung entziehen dürfe, um das Geld an den Tempel zu

geben. Es ist die klar verstandene Lebensauffassung Jesu, die den grossen Mönch von Wittenberg zum Kampf gegen das bestehende Kirchentum treibt. Auch diese letzte, alles Mönchtum überwindende, grosse Umgestaltung der Christenheit ist vom Mönchtum ausgegangen.

Hier ist also das Grosse, dass nicht die Thatsachen der Heilsgeschichte und nicht irgendwelche kirchlichen Ordnungen den Gläubigen mit seinem Herrn vereinigen und ihm die Gewissheit der Seligkeit zusichern, sondern das in Jesus erschienene neue Leben und der von ihm verkündigte und in seinem eigenen Wirken und Leiden sich darstellende Gotteswille bewährt seine Kraft, die das Herz zugleich überwindet und beglückt. Wie Jesus auf Grund seiner Erkenntnis des Gotteswillens das ihm als heilig überlieferte Gesetz prüfte und, trotz alles Widerspruchs der herrschenden Frömmigkeit, teilweise verwarf, so hat Luther auf Grund seines tiefen Verständnisses der Person Jesu an den ihm als heilig überlieferten Einrichtungen der römischen Kirche eine ernste Prüfung vollzogen, die bis zur Lossage vom Papsttum und zur Gründung neuer eigenartiger Kirchengemeinschaften führte.

Aber die Ähnlichkeit zwischen der urchristlichen Zeit und der Reformationszeit zeigt sich auch in der späteren Entwickelung. Für die Urgemeinde in Jerusalem ist bald der Glaube an die Auferstehung des Gekreuzigten und die Gewissheit der Zugehörigkeit zum Messias wichtiger geworden als die Übereinstimmung mit den besonderen Lebenszielen Jesu, und wir haben gesehen, wie aus dieser Verschiebung die eigentümlich katholische Frömmigkeit, im Morgenlande wie im Abendlande, erwachsen ist. Ebenso ist auch Luthers ursprüngliches Ziel bald ge-

nug in den Gemeinden der Reformation verschoben worden. An die Stelle der Zusage zu einer bestimmten Lebensrichtung trat gar bald die Zusage zu einer bestimmten Fassung der Glaubenserkenntnis; und wie der römische Katholik im Gehorsam gegen die bestehenden Ordnungen seiner Kirche seiner künftigen Seligkeit sich versicherte, so meinte man jetzt in den Kirchen der Reformation seine Heilsgewissheit auf die Zustimmung zu den Lehrsätzen gründen zu können, in welchen der Glaube der Reformatoren sich Rom gegenüber zusammengefasst hatte. Und weil Luther mit vollem Recht gegenüber dem Ablass, dem Reliquiendienst, den Mönchsgelübden, dem kirchlichen Fastengebot, dem Unwesen der Wallfahrten oft und scharf betonte, dass kein solches Werk im stande sei, dem Sünder die Gnade Gottes zu erwerben, dass der Mensch innerlich gut sein müsse, um wahrhaft gute Werke hervorzubringen, so glaubten schon früher manche Anhänger Luthers seine Auffassung des Christentums richtig zu deuten, wenn sie das Vollbringen des Guten nur als eine willkommene Beigabe des wahren Christentums, nur als seine gottgeordnete Frucht, nicht aber als das eigentliche Ziel des Christenlebens betrachteten.

Schroff trat diese Verirrung nur in den eigentlich lutherischen Gemeinden hervor, weil nur sie den für die Reformation grundlegenden Gedanken Luthers bewahrten, dass der Einzelne mit seinem beseligenden Glauben sich unmittelbar seinem Heilande anschliesse; in den Gemeinden Zwinglis und Calvins galt noch immer die Überzeugung, dass der Gläubige sich den Ordnungen des Volkes Gottes unterordnen müsse, um seiner Seligkeit sicher zu sein. Damit wurde im Gebiet des reformierten Bekenntnisses eine strenge Gesetzlichkeit des

Lebens gefordert, wie sie die römische Kirche gepflegt hatte, nur unter Abweisung aller dem biblischen Christentum widersprechender Formen. Der Pietismus versuchte, diese Gesetzlichkeit auf die lutherischen Gemeinden zu übertragen.

Aber dem grossen Reformator und noch mehr dem Heilande selber wird die Christenheit nur dann gerecht werden, wenn sie sich von dem Irrtum frei macht, als ob einer durch irgend etwas anderes seine Zugehörigkeit zu Christus bewähren könne, als durch mutvolle, kraftvolle Aneignung seiner Lebensziele. Die Formen des kirchlichen Lebens werden sich mit den Wandlungen des Völkerlebens und der menschlichen Gesittung immer wieder umgestalten; das Bild dieser Welt wird späteren Geschlechtern anders erscheinen, als es sich uns heute darstellt: — aber was solchem Wechsel nicht unterliegt, das ist die Art eines in sich voll befriedigten Christenlebens, das seinen Reichtum und sein Glück darin findet, möglichst alle ihm zugewiesenen Menschen nach Kräften zu fördern und zu unterstützen, voll des frohen Vertrauens, dass ein Vielen nützliches Leben auch bei Gott nicht verloren ist.

Schriften von Adolf Harnack

Martin Luther

in seiner Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft und der Bildung.

2. Auflage. M. —.60.

Augustin's Confessionen.

Ein Vortrag.

2. Auflage. M. —.60.

Das Mönchtum

seine Ideale und seine Geschichte.

5. Auflage. M. 1.20.

Sokrates und die alte Kirche.

Rektoratsrede.

1901. M. —.50.

Die Aufgabe der theologischen Fakultäten

und die allgemeine Religionsgeschichte.

1.—3. Auflage. M. —.50.

Die Ebed-Jahwe-Lieder

und die Bedeutung des Knechtes Jahwe's (in Jes. 40—55).

Von Prof. D. Karl Budde in Marburg.

1900. M. 1.50.

Der Kanon des Alten Testamentes.

Ein Abriss

von Prof. D. Karl Budde in Marburg.

1900. M. 1.40.

Einleitung in das Buch Jesaia.

Von Rev. T. K. Cheyne, M. A., D. D.

Deutsche Uebersetzung von Lic. Dr. Julius Böhmer.

Geh. M. 12.—. 1897. Geb. M. 13.50.

Der besondere Wert des Alten Testamentes

für den Arbeiter im Reiche Gottes der Gegenwart.

Von Lic. Dr. G. Diettrich in London.

1901. M. —.40.

Das Alte Testament

im evangelischen Religionsunterricht

von Oberkons.-Rat D. Fr. Flöring in Darmstadt.

Oktav. 1895. M. 1.—.

Die Entstehung des Volkes Israel.

Von Prof. D. Bernhard Stade in Giessen.

Gross-Oktav. 1899. M. —.60.

Ausgewählte akademische

Reden und Abhandlungen

von Prof. D. Bernhard Stade in Giessen.

Geh. M. 6.—. 1899. Geb. M. 7.25.

Amos und Hosea.

Ein Kapitel aus der Geschichte der israelitischen Religion

von Prof. D. J. J. P. Valeton jr. in Utrecht.

Deutsche Uebersetzung von Fr. K. Echternacht.

Oktav. 1898. M. 3.60.

Das spätere Judentum als Vorstufe des Christentums

von Prof. D. W. Baldensperger in Giessen.

Gross-Oktav. 1900. M. —.60.

Niedergefahren zu den Toten.

Ein Beitrag zur Würdigung des Apostolikums

von Prof. Dr. Carl Clemen in Halle.

Gross-Oktav. 1900. M. 5.—.

Die sprachliche Erforschung der griechischen Bibel

ihr gegenwärtiger Stand und ihre Aufgaben

von Prof. D. G. A. Deissmann in Heidelberg.

Oktav. 1898. M. —.80.

Das Leben Jesu bei Paulus

von Dr. Richard Drescher, Pfarrer.

Gross-Oktav. 1900. M. 1.80.

Die jüdische Schriftgelehrsamkeit zur Zeit Jesu

von Prof. D. Oscar Holtzmann in Giessen.

Oktav 1901. M. —.70.

Von Schleiermacher zu Ritschl.

Zur Orientirung über den gegenwärtigen Stand der Dogmatik.

Von Professor D. Ferdinand Kattenbusch in Giessen.

Oktav. 1893. M. 1.20.

Die neuen Funde auf dem Gebiete der ältesten Kirchengeschichte

(1889—1898).

Von Prof. D. Gustav Krüger in Giessen.

Oktav. 1898. M. —.60.

Konnte Jesus irren?

Von Prof. Dr. P. Schwartzkopff in Wernigerode.

Gross-Oktav. 1896. M. 1.—.

Die Irrtumslosigkeit Jesu Christi

und der christliche Glaube.

Von Prof. Dr. P. Schwartzkopff in Wernigerode.

Gross-Oktav. 1898. M. 2.—.

Die Bildersprache Jesu

in ihrer Bedeutung für die Erforschung seines inneren Lebens.

Von Lic. Dr. Heinrich Weinel, Priv.-Doz. in Bonn.

Gross-Oktav. 1900. M. 1.20.

Die Idee des Reiches Gottes in der Theologie

von Prof. D. Johannes Weiss in Marburg.

Oktav. 1900. M. 3.—.

Zeit- und Streitfragen der Kirche.

Gesammelte Abhandlungen

von Lic. Dr. Julius Böhmer, Pfarrer.

Gross-Oktav. 1898. M. 7.50.

Das Christentum als Religion des Fortschritts.

Zwei Abhandlungen:

„Das soziale Programm des Apostels Paulus"

„Die Inspiration der heiligen Schrift".

Von Dr. theol. Chr. A. Bugge in Kongsberg.

Gross-Oktav. 1900. M. 1.40.

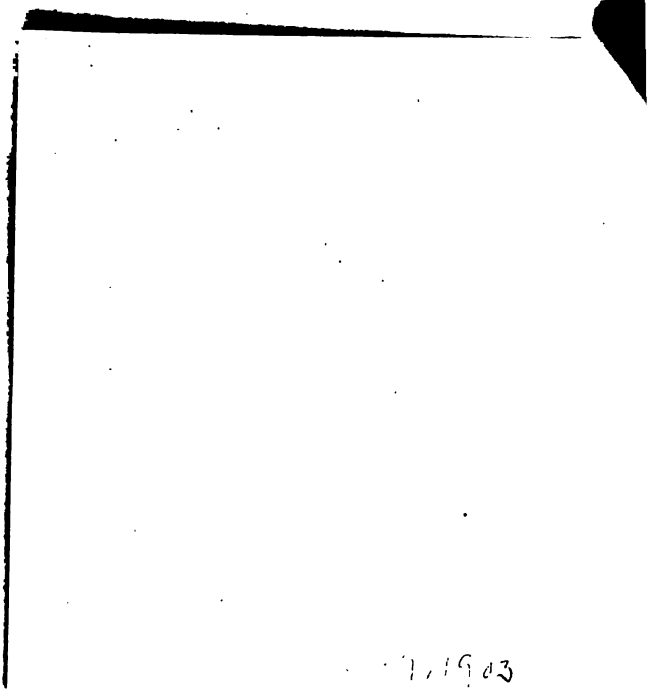
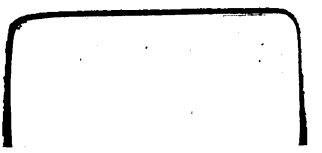
Die Rechtslage des deutschen Protestantismus

1800 und 1900.

Von Pfarrer Erich Foerster in Frankfurt a. M.

Oktav. 1900. M. —.80.

3 2044 038 487 633



1,193